Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Februar und März 1891.

(10. Band; 5. und 6. Heft.)

Inhalt.

	Seite
Aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815. Von Dr. Franz v. Krones. .	257
I. Erzherzog Karl von Oesterreich und Großfürstin Katharina Paulowna. — II. Die deutschen Heirathen der Erzherzoge Karl und Joseph von Oesterreich. — III. Die Briefe Erzherzog Karls und Erzherzog Palatins Joseph an Erzherzog Johann vom August-September 1815.	
Die Entwickelung des böhmischen Adels. Von Peter Anton Ritter von Schlechta-Wssehrdsky zu Wssehrd. (Schluß)	274
Geschichte des Wiener Zeitungswesens von seinen Anfängen bis zum Jahre 1800. Von E. V. Zenker	287
Oberösterreichische Dialektdichter. Eine Skizze von Ernst Keiter	307
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	340
Anhang. Register der ersten fünf Jahrgänge der Neuen Folge. Seite I—XX.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

II. Rauscherstraße 16.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue“** bildet die Neue Folge der **„Oesterreichischen Revue“** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwickelung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichniß der **„Oesterreichischen Revue“** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue“** zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten entgegen.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue“** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band. Die erschienenen neun Bände der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue“**, sowie die **„Oesterreichische Revue“** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue“** (Wien, Judenplatz 5) zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue“** seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

Hans Schlitter: Die Stellung d. nordamerik. Regierung z. d. Ereignissen d. J. 1848 in Oesterr.-Ung. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Deák. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz d. Republik Venedig u. d. Occupation i. Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard van Swieten Bd. VI, S. 113.
Graf Georg Apponyi's Denkschrift zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Rugierus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung d. nordamerik. Republik u. d. ung. Frage i. J. 1848 u. 49. Bd. VII, S. 1 u. Bd. X, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Vincenz Goehlert: Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.
Paul von Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.
Peter Anton v. Schlechta: Die Entwickelung d. böhm. Adels. Bd. IX, S. 81, 193 u. 265, Bd. X, S. 10, 125, 193 u. 274.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Die Schlacht von Magenta. Bd. IX, S. 115.
Georg Deutsch: Dr. Beda Dudik. Bd. IX, S. 221.
Wilhelm Fraknói: Die europäische Politik des Königs Mathias von Ungarn. Bd. X, S. 65.
Franz von Krones: Aus der Zeit der Befreiungskriege. 1813 bis 1815. S. 257.

Oeffentlicher Unterricht.

Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Exner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ilg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung. Bd. V, S. 193.
Egydius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

Volkswirthschaft.

Alex. Peez: Die ung. Landesausstellung v. 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn u. d. Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max von Hantken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Auspitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. II, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.
Raphael Hoffmann: Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Bd. II, Heft 1, S. 19, u. Heft IX, S. 40.
Julius Wolf: Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern. Eine statistische Skizze. Bd. III, S. 243.
Adolf Beer: Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Bd. III, S. 273.

Aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815.

Von Dr. Franz v. Krones.[1])

I.

Erzherzog Karl von Oesterreich und Großfürstin Katharina Paulowna.

Im August des Jahres 1813 hatten sich zwei Schwestern des Czaren Alexander I., Maria Paulowna, Gemahlin des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, und Katharina Paulowna — acht Monate vorher durch den Tod ihres Gatten Georg, Prinzen von Oldenburg († 27. December 1812), verwittwet — als Gäste der Kaiserin von Oesterreich, Maria Ludovica, am Wiener Hofe eingefunden, während der ausbrechende Weltkrieg Napoleon I. ihren Bruder, den russischen Kaiser, mit den Herrschern von Oesterreich und Preußen im böhmischen Feldlager vereinigte.

Der Besuch der beiden Schwestern Alexander I., insbesondere der verwittweten Großherzogin von Oldenburg, stand mit einem Heirathsplane in Verbindung, der in die Kette der Verschwägerungen des Hofes an der Newa mit deutschen Fürstenhäusern ein neues Glied fügen sollte.

---

[1]) Die Quelle dieser Beiträge bildet das Tagebuch Erzherzog Johanns von Oesterreich, dessen Nachlaß ich, dank der Liberalität seines Sohnes und Erben, Sr. Excellenz Franz Grafen von Meran, für diese Epoche vielseitig benützen konnte. Den zeitgeschichtlichen Inhalt desselben bietet im Ganzen das demnächst im Wagner'schen Verlage zu Innsbruck erscheinende Buch: „Aus Erzherzog Johanns Tagebuch 1810 bis 1815 . . .“

Schon früher hatte sich einer der Brüder Kaisers Franz I., Erzherzog Palatin Joseph, mit der ältesten Schwester des Czaren, Alexandra Paulowna, vermählt. Der Tod der 18jährigen Gattin löste bald die kurze, kinderlose Ehe (1799 bis 1801).

Auch Erzherzog Johann ward, wie dies sein Tagebuch von Ende Januar 1813 bezeugt, für einen solchen Heirathsplan in Aussicht genommen, doch zerschlug sich die Sache.[1])

Die verwittwete Großfürstin Katharina, damals im 25. Lebensjahre, und Erzherzog Karl, bisher unvermählt, ein Mann von 42 Jahren, sollte nun ein Paar werden.

„Karl findet die Großfürstin Katharina nach seinem Geschmack," heißt es im Tagebuche Erzherzog Johanns zum 3. September 1813, „und ich wünsche sie ihm — eine kluge, scharfsinnige, liebe junge Frau; wer weiß, ob es nicht zu machen ist?"

Erzherzog Johann, dessen Tagebuch am besten zeigt, wie sehr ihm die Zukunft seines Hauses und das Wohl der Brüder am Herzen lag, blieb denn auch der thätige Anwalt dieses Heirathsplanes.

„Karls Sache geht," schreibt er zum 6. October 1813; „wie froh werde ich sein, ihn glücklich zu sehen; er verdient es, und die Oldenburgerin ist wahrlich für ihn" — und Tags darauf: „Sie schätzt ihn, sie liebt ihn und das freut mich; sie setzt ihren Stolz darein, ihn der Welt wieder zu geben, ihn so erscheinen zu machen wie er ist."

Das war der Punkt, um den die Gedanken, stärker als die Gefühle des Herzens, im Kopfe der Großfürstin kreisten. Erzherzog Karl sollte an die Spitze des großen Heeres Oesterreichs treten. Auch er strebte dies an, es war ein Lieblingswunsch Erzherzog Johanns, aber seit dem Jahre 1809 blieb eine Kluft zwischen Karl und Kaiser Franz aufgethan, und die Weigerung des Erzherzogs 1812, den Oberbefehl über das österreichische Auxiliarcorps Napoleons im russischen Feldzuge

[1]) Es handelte sich da um die jüngste Schwester, Anna Paulowna (geb. 1795). „Man möchte mich fesseln; ich soll die Großfürstin Anna heirathen; nein, und warum? Weil ich dann ein Pensionist Rußlands würde; dazu bin ich zu stolz und will Niemand eine Verbindlichkeit schuldig sein." — Freiherr von Gagern irrte somit, wenn er etwas später an Stein schrieb: „... Verschaffen Sie dem Erzherzog Johann den Andreas-Orden, oder gar eine Großfürstin, sobald Sie mit Oesterreich genug im Reinen sind" (Pertz, Das Leben des Freiherrn von Stein, III, 340). Solches verfing bei Erzherzog Johann nicht.

auf sich zu nehmen, war nicht geeignet, diese Kluft auszufüllen; sie vergrößerte sich nur noch mehr.[1])

Zum 25. October 1813 gedenkt Erzherzog Johann eines langen Gespräches mit der Großfürstin und bemerkt dann unter dem Eindruck ihrer bestimmten Neigung: „Karls Sache geht. Jetzt wird er schwerlich zum Heere berufen werden, darum bleibt nichts übrig als die Bildung eines Reichsheeres und ihm den Oberbefehl, um alle kleinen Leidenschaften zu ersticken. Diese Frau ist gut, edel, vernünftig, liebt ihn, verdient wahrlich, daß man ihr gut sei."

Das widerspruchsvolle Verhältniß sollte nicht zur Ehe reifen. Erzherzog Johann schreibt in sein Tagebuch zum 8. October 1814: „Nachmittags begegnete ich Karln, er sagte mir bestimmt, daß sein Verhältniß zur Großfürstin Katharina abgebrochen sei. Der Kaiser Alexander habe ihm in wenig Worten gesagt, sie solle ihn nicht verlassen, sie sei ihm unentbehrlich; so sagte Karl weiter: Ich kenne ihr gutes Herz, sie habe da nichts sagen können und müsse nun nach Petersburg gehen, es klinge völlig wie eine Abschiedsnehmung; ihm sei sehr leid u. s. w." — Den Schreiber des Tagebuches beschleichen dabei gerechte Zweifel. „Die Großfürstin muß mit meinem Bruder unzufrieden gewesen sein; mein Bruder hat sich nicht erklärt, und so ist eine Spannung entstanden, und dann hat man diese Gelegenheit benützt, um der Sache ein Ende zu machen. Ich kenne die Frau, schätze sie, und glaube so ziemlich zu verstehen, wie man mit ihr umgehen soll; dies verstehen aber die Wenigsten. Mir ist es sehr leid, daß sie nicht in unser Haus kommt; mit Karln ist es aus, Joseph hindert das Gesetz (da er Schwager der Großfürstin), und von uns kann es einer nach dem Vorgefallenen nicht thun, aber ich bin gewiß, ich hätte sie für mich erhalten, wenn ich gewollt hätte."

Zwischen dieser Aufzeichnung und dem Bericht im Tagebuche zum Jahre 1813 liegt ein Jahr. Wir müssen die Ergebnisse der Zwischenzeit ins Auge fassen.

---

[1]) Ueber diese Angelegenheit ergeht sich das Tagebuch Erzherzog Johanns zum März und April 1812 sehr eingehend. Kaiser Franz I. wollte dem bezüglichen Wunsche Napoleons I. durchaus nachkommen. Als Erzherzog Karl wiederholt entschieden ablehnte, äußerte sich der Monarch gegen Erzherzog Johann (Mitte April 1813): „Mit der Freundschaft sei es aus, wolle nichts mehr wissen. Er (der Kaiser) sagte, der General oder Beamte könne sich wohl pensioniren lassen oder quittiren, wenn er nicht gehen wolle, allein seine Brüder seien verpflichtet, Alles für den Staat zu thun; es sei das dritte Mal, daß er (Karl) ihm dies thue, das werde er nie verzeihen und ihn nicht mehr brauchen, wenn er (Karl) es selbst suchte."

Von den vergeblichen Hoffnungen Erzherzog Karls, im Befreiungskriege eine seiner Vergangenheit würdige Verwendung zu finden, war bereits oben die Rede.

Was Erzherzog Johann im Januar 1813 für möglich hielt,[1]) zerfloß immer mehr unter den Eindrücken entgegengesetzter Thatsachen.[2]) Erzherzog Karl mußte in erzwungener Unthätigkeit verharren, und ein gleiches Los blieb seinem Bruder Erzherzog Johann beschieden. Auch er mußte mit verschränkten Armen die großen Ereignisse, das was sein Herz immer rascher schlagen machte, den Befreiungskrieg und die erste Occupation von Frankreich, an sich vorüberziehen lassen.[3]) So kam es zum ersten Pariser Frieden, und vom Spätsommer 1814 an begann sich die Kaiserstadt an der Donau mit vornehmen Gästen zu füllen, in ihren Mauern vom Herbste an jener glänzende Congreß zu tagen, der Europa nach wechselvollem Kampfe wieder einrenken, eine ganze Welt von großen und kleinen Fragen lösen sollte.

Großfürstin Katharina weilte noch immer am Wiener Hofe, aber auch der Kronprinz von Württemberg hatte sich hier eingefunden. Friedrich Wilhelm Karl, der Erstgeborene des gleichnamigen Vaters, des gestrengen und hochstrebenden Königs von Württemberg, stand damals im 33. Lebensjahre — ein Mann von Geist und Ehrsucht, voll unruhiger, einander drängender Pläne, ohne Herz und Beständigkeit, wie dies Erzherzog Johann auch bald erkannte.[4])

---

[1]) Tagebuch zum 10. Januar 1813: „Mein Karl zum Generalissimus, das ist sehr gut, aber er soll conditionaliter gehen, das rathe ich; er ist der Beste für das Heer."

[2]) 25., 26. Januar 1813: „Hier ist es ein Elend. Karls Sache geht nicht zum Besten. Metternich, Duka (Vertrauensmann des Kaisers in militärischen Dingen) und das Kriegsdepartement gegen ihn" ... 13. November 1813: „Karl kam zu mir, brachte mir sein Buch über den Feldzug von 1796; ich werde es lesen. Was aus seinem Kopfe fließt, ist gut und tief gedacht. Dieser könnte Großes thun, und gerne ginge Jeder von uns als was immer unter ihm; so modert er auch, und vergessen sind seine Dienste und was er so viel gethan ..."

[3]) „Ich sehe hier leider müssig zu — heißt es im Tagebuche zum 19. November 1813 — wir Fürsten von Oesterreich (d. i. er und seine Brüder, die Erzherzoge) sind die einzigen in Europa zum Nichtsthun verurtheilt; nicht einmal in die Linie oder als Volontärs dürfen wir gehen; warum diese Grausamkeit? Das weiß ich nicht, und mich drängt es so gewaltig, zu nützen; ich fühle die Fähigkeit dazu und muß brach liegen ...."

[4]) Tagebuch zum 12. October 1814: „Mich besuchte der Kronprinz von Württemberg, mit dem ich einige Stunden mich besprach; noch bin ich nicht im Reinen, um Alles hersetzen zu können" ... 9. December 1814: „... Der Kronprinz von Württemberg mit all seinen Talenten und Eigenschaften spielt eine garstige

Er hatte bereits als wesentlichen Einschlagfaden für das Gewebe seiner Entwürfe, die nach verschiedenen Seiten ausgriffen, die Bewerbung um die Hand der Großfürstin Katharina ins Auge gefaßt, und er war der Mann darnach, eine etwas excentrische Frau zu berücken und zu fesseln, eine Frau, die sich von der ruhigen Zurückhaltung des früheren Bewerbers, Erzherzog Karls, in dem Maße immer mehr abgekühlt fand, je rascher und tiefer die Hoffnungen sanken, ihm eine Führerrolle oder eine fürstliche Herrschaft zufallen zu sehen.

Einer richtigen Zuneigung war der Kronprinz von Württemberg nicht fähig, aber die Großfürstin, die junge Witwe, war eine begehrenswerthe Frau und galt viel bei ihrem Bruder, dem Russenkaiser.[1])

Ein Kenner dessen nicht blos, was sich am grünen Tische des Congresses geräuschvoll, in den Sitzungen der Ausschüsse stiller, aber um so wirksamer abspielte, sondern auch aller Vorgänge in den Salons der großen Welt und in den engeren Zirkeln der fürstlichen Herrschaften, Friedrich von Gentz, der Protokollführer des Congresses, war auch von der bedeutsamen Wandlung im Wesen der Großfürstin unterrichtet,[2]) einer Erscheinung, die sich dem theilnehmenden Bruder Erzherzog Johann bei all seinem Optimismus immer unzweifelhafter aufdrängen mußte. Dieser unangenehmen Wahrnehmung entquollen die oben angeführten Bemerkungen seines Tagebuches zum

Rolle. Ehrgeiz frißt ihn auf"... März. Anfangs April 1815: „... Was nützen Muth, Kenntnisse, Talente, wenn der Charakter nicht gerade, fest und unerschütterlich ist"... 11. April 1815: „Schade um seine Talente und Eigenschaften, daß er so falsch ist und man seinem Herzen nicht trauen kann. Dies ist eiskalt, dies erwärmt nichts mehr; Ehrgeiz wohl noch, aber was ist das für eine Wärme!"

[1]) Friedrich v. Gentz schreibt darüber an Karadscha, den Gospodar der Walachei (Oesterreichs Theilnahme an dem Befreiungskriege, S. 473): „Die Großfürstin Katharina ist vielleicht die einzige Persönlichkeit, welche auf den Kaiser, ihren Bruder, einigermaßen einwirken kann, er spricht oft mit ihr und weiht sie in fast alle Geheimnisse ein...."

[2]) Gentz an Karadscha a. a. O., S. 473, 13. December 1814: „Katharina habe sich vor einem Jahre die Heirath mit Erzherzog Karl in den Kopf gesetzt, und diese hätte auch stattgefunden, wenn nicht ihr Bruder allerhand Hindernisse in der Form von Verzögerungen erfunden." „Seit verflossenem Sommer — (1814) schrieb Gentz weiter — begann die warme Zuneigung der Großfürstin für den Kronprinzen von Württemberg und steigerte sich so, daß sie nur ihn zum Gatten haben will. Der Kaiser von Rußland war dieser Heirath Anfangs ebenso und vielleicht noch mehr abgeneigt wie jener mit Erzherzog Karl. Aber Personen, welche genau wissen, was an diesem Hofe vorfällt, haben mir versichert, daß er zuletzt nachgegeben und vor vier oder fünf Tagen seine vorläufige Einwilligung mit Bestimmtheit gegeben hat...."

8. October 1814. Und schon sieben Tage vorher hatte er nachstehende Zeilen eingetragen: „... Mir kommt etwas vor, was mich nicht freut; die Großfürstin Katharina scheint für Karln zu erkalten, warum, das weiß ich nicht; es sind so viele kleine Umstände, die es mir beweisen; ich rieth, ohne es zu sagen, Karln, kategorisch zu sprechen; thut er dies, so weiß er, woran er ist; er verdient es nicht, herumgezogen zu werden ..."

Ganz klar sah er noch immer nicht in der verwickelten Sache, wie dies sein Tagebuch zum 14. October 1814 darlegt: „Sie (Großfürstin Katharina) hat ihm (Erzherzog Karl) — heißt es da — den Abschied gegeben, zwar sehr freundschaftlich, aber warum fordert sie von ihm gleiche Sorgfalt wie vorher; wie kann sie von ihm fordern, daß er den Liebhaber spiele ohne Zweck und nach einer (solchen) Erklärung; will sie aber vor der Welt Karln als Schutz gegen die Schritte des Kronprinzen von Württemberg benützen? Das sehe ich nicht ein ...."

Zum 27. October 1814 findet sich eine ergänzende Eintragung: „Ich habe durch zwei Unterredungen mit der Großfürstin Katharina die ganze Geschichte erfahren. Die Sache ist abgethan, mein ehrlicher Plan für Karl gescheitert. So wie die Dinge liegen, sehe ich, daß die Sache verpfuscht wurde .... Die zwei Charaktere hätten vielleicht nicht gepaßt, sie will Aufrichtigkeit, tiefes Gefühl, warmes Herz, vollkommene Theilnahme und Mittheilung, keinen Rückhalt; dies hätte sie nicht gefunden. Schade um die Frau! ...."

Es klingt da ein leiser Vorwurf gegen den Bruder heraus. Daß Erzherzog Johann später dem eigentlichen Sachverhalt auf den Grund kam, beweist eine jener nachträglichen Randbemerkungen, die uns so oft und stets willkommen in seinem Tagebuche begegnen. Sie lautet: „Die Großfürstin wollte Karln, aber in einer Stellung, wo er eine Rolle spielte, nicht ruhig in Wien; das geschah nicht. Die Ursache, daß die Sache auseinanderging, war: daß der Kronprinz von Württemberg sich um sie bewarb, sie in ihn sich verliebte und durch Karl ihn festhalten wollte. Das erklärt Alles."

Wir finden aber später zum März des Jahres 1815, zur Zeit, als die Flucht Napoleons von Elba vor dem Congresse als Schreckbild auftauchte, noch eine Aufzeichnung, die auf das bereits weitgediehene Verhältniß der Großfürstin Katharina und des Württembergers ein Schlaglicht wirft, und keineswegs zum Vortheile des ehrgeizigen Bewerbers ausfällt (Anfangs März): „Der Kronprinz von Württemberg scheint

sich von Rußland zu entfernen; er setzt seinen Plan, ein eigenes Besitzthum am Rhein, das Commando der Reichsarmee, die Inspection der Festungen zu haben, nicht durch. Rolle will er nun einmal spielen; nun hält er sich an dasselbe Oesterreich, worüber er so laut gesprochen; ja er sucht Dienst: Mailand, das Commando gegen Murat, steckt ihm im Kopf. So hätte er denn auch einen Vorwand, die Verbindung mit der Großfürstin Katharina, deren er, wie es mir scheint, satt ist, zu brechen, was er sonst nicht kann, da er schon zu weit gegangen ..."

Dennoch kam es zur Ehe dieser beiden Persönlichkeiten, als das Jahr der Restauration, 1816, dem zweiten Pariser Frieden folgte. Ein Zeitgenosse von Geist erblickte in dieser Heirath, lange bevor sie noch vollzogen, ein Ereigniß von weittragenden Folgen.[1]) Daß sie keine glückliche wurde, daß Katharina in dem zweiten Gatten das nicht fand, was sie suchte, trat wohl bald nach der Schließung der Ehe an den Tag. Nicht ohne sein Verschulden war die erste Vermählung des Kronprinzen von Württemberg mit der bayerischen Prinzessin Charlotte (1808) durch eine Scheidung (August 1814) gelöst worden; auch in die zweite Ehe, die unter solchen ungünstigen Vorbedeutungen zustande kam, trug er die Unbeständigkeit, die Selbstsucht seines Wesens. Katharina starb (24. Januar 1816 vermählt) bereits nach drei Jahren (9. Januar 1819), nachdem sie zwei Töchtern das Leben gegeben.

„Sie ehelichte später — heißt es in einer späteren Randbemerkung des Tagebuches Erzherzog Johanns — den Kronprinzen von Württemberg, war nicht sehr glücklich, war eifersüchtig, was zum Theil Ursache ihres Todes war; sie mag wohl manchmal an Oesterreich gedacht haben!"

II.

Die deutschen Heirathen der Erzherzoge Karl und Joseph von Oesterreich.

War so der Lieblingsplan Erzherzog Johanns, seinen Bruder Karl mit der Großfürstin Katharina vermählt zu sehen, vereitelt, so

---

[1]) J. K. G. Nostiz v. Ullersdorf (nach seiner Russificirung „Gregor Iwanowitsch v. Nostiz) in seinem interessanten Tagebuche („Aus Karl v. Nostiz' Leben und Briefwechsel", Leipzig 1848) bemerkt darüber zum Februar 1814: „In der Großfürstin Katharina sehe ich Peter den Großen, Katharina und Alexander, nach den Eindrücken ihrer Zeit, bald greller, bald sanfter gemischt. Durch ihre Verbindung mit dem Kronprinzen von Württemberg kommen zwei strebende, gebietende Geister zusammen, die die Welt nach ihrer Art einrichten werden ..."

sollte er bald zu seiner Befriedigung inne werden, daß der Genannte gerade durch jenen Mißerfolg veranlaßt wurde, seinen häuslichen Herd anderweitig zu bestellen, und daß auch der zweite Bruder, Erzherzog-Palatin Joseph, sich entschlossen zeigte, eine zweite Ehe zu schließen. Der kaiserliche Prinz schreibt darüber in sein Tagebuch zum 25. Januar 1815: „Joseph und Karl haben Beide mich in die Kenntniß eines Entschlusses gesetzt, der mich sehr freut. Als ich die Unterhandlung mit der Großfürstin Katharina scheitern sah, redete ich Beiden zu, zu heirathen; es sei für sie das Beste, da sie die Einzigen im Hause, welche es rücksichtlich ihres Vermögens thun können;[1]) und es ist nothwendig, für die Erhaltung des Hauses zu sorgen. Der Kaiser hat zwei Söhne, den Kronprinzen (ach Gott!) und Franz, der gut wird, aber sehr zart und kein langes Leben verspricht;[2]) Ferdinand hat nur den einzigen Leopold.[3]) Wir können uns nicht aussetzen, daß das ganze Haus Gefahr laufe, auszusterben, auch nicht, daß es an die Mailändische Linie komme, die nicht rein deutsch ist.[4]) Alle meine Vorstellungen wirkten; Joseph, wie immer klug, und wenn er einen Entschluß gefaßt, beharrlich und gleich zur Ausführung schreitend, hat es beherzigt und mir es eingestanden und arbeitet (darauf hin). Er zielt auf das Weilburgische Haus, wo die Tochter des Herzogs oder die Nichte aus dem Hause Anhalt-Bernburg-Schaumburg, Besitzerinnen der Grafschaft Holzapfel,[5]) sich befinden. Da, hoffe ich, wird es gehen. Karl ist auch entschlossen. Zum Glück stimmt Grünne[6])

---

[1]) Erzherzog Karl war als Adoptivsohn des kinderlosen Ehepaares, Erzherzogin Marien Christinens (seiner Tante) und Herzog Karls von Sachsen-Teschen der Erbe eines großen Vermögens und Anwärter dessen, was sein verwittweter Adoptivvater noch inne hatte. Erzherzog Joseph hatte als Palatin namhafte Einkünfte und die Mitgift der ersten Frau.

[2]) Der österreichische Kronprinz war bekanntlich vom Geschick physisch und geistig ungünstig bedacht; sein Bruder Franz Karl schwächlich.

[3]) Ferdinand Großherzog von Toscana, Erzherzog Johanns Bruder, und sein Erbe Leopold.

[4]) Hiermit ist die Secundogenitur Modena-Este, die Verwandtschaft der Kaiserin Maria Ludovika, gemeint, die von mütterlicher Seite welschen Ursprunges war.

[5]) Herzog Friedrich Wilhelms von Nassau-Weilburg Tochter war Henriette (geb. 1797), und Hermine von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (Tochter Victors II.), geb. 1747, seine Nichte. Die Grafschaft Holzapfel war seit 1641 reichsfrei.

[6]) Philipp Grünne, Graf von Pinchard (geb. zu Dresden 1762), seit 1796 Generaladjutant und Vertrauensmann Erzherzog Karls; seit 1809 hatte Erzherzog Johann Gründe, ihm abgeneigt zu sein.

mit mir. Ich trachtete, ihn auf Preußen oder Anhalt-Dessau aufmerksam zu machen; ersteres eine gute, politische Heirath. Ich muß, da beide Brüder von mir sind, hindern, daß sie sich kreuzen, und ich sprach darüber mit Joseph aufrichtig. Ich hoffe so, ehe das Jahr 1815 umgeht, Beide zufrieden zu sehen, und so hätte ich wieder etwas Gutes befördert." Nebenher erzählt der Erzherzog in seiner gemüthvollen Weise, wie er sich mit den Brüdern zusammensetzte, um im Gotha'schen Kalender der deutschen Fürstenhäuser zu blättern und ihnen entsprechende Bräute aussuchen zu helfen.

Die Bemerkung des kaiserlichen Prinzen, er wolle dazu sehen, daß sich die Heirathspläne der beiden Brüder nicht „kreuzen", hatte auch einen anderen Grund. Erzherzog Johann kannte das Mißtrauen Erzherzog Karls gegen Joseph. Es stammte aus dem Jahre der großen Krise (1809), reichte nicht so tief, um das brüderliche Verhältniß empfindlich zu beeinträchtigen, regte sich aber mitunter und fand an dem Gegensatze ihres Wesens Nahrung und Halt; vielleicht auch in ihrer Lebensstellung. Karl war ganz Ernst, Gediegenheit, scrupulös und zartfühlend bis zur Empfindlichkeit; Joseph, gewandt, beweglich, findig, er selbst nannte sich scherzhaft „Meister Reineke".[1]) Während Karl seit 1809 einem unfreiwilligen Ruheleben anheimgegeben blieb, hatte sich Joseph im Palatinate Ungarns, in einem bedeutenden Wirkungskreise, zu behaupten verstanden und erhielt sich auch in der Gunst des kaiserlichen Bruders.

Anfangs März 1815 gewannen die Heirathsprojecte bereits eine festere Gestalt.

„Karl und Joseph — heißt es im Tagebuch Erzherzog Johanns — senden ihre Leute aus, um Frauen zu recognosciren; Joseph geht mit dem russischen Kaiser nach Berlin, von da bereits an die deutschen Höfe und sucht sich eine Frau, und Karl geht ins Bad, nach Wiesbaden, dann sucht er ebenfalls sich eine Frau aus; er hat aber schon zu viel geredet, auch Fürst Reuß mit dem Weilburger, so daß dieser bestimmt weiß, daß es auf seine Tochter abgesehen ist. Ich treibe beide Brüder, daß sie vor dem Herbste enden. Ich möchte vorzüglich Karln so weit bringen, daß er einmal ein braves Weib bekommt, und die Großfürstin, wenn die Württembergische Sache fällt, ihn nicht wieder an sich zu ziehen trachte. Für Joseph ist mir gar nicht bange."

---

[1]) So in dem Briefe an Erzherzog Johann vom 20. August 1809 (siehe mein Werk: „Zur Geschichte Oesterreichs 1742 bis 1816." Gotha 1886, S. 134).

So hatte sich denn in der That eine Verschiebung des ursprünglichen Doppelgeleises der Brautschau ergeben. Am Nassau-Weilburg'schen Hofe haftete die Bewerbung Erzherzog Karls fest, und bald trat auch Erzherzog Palatin Joseph mit dem Hause Anhalt-Bernburg-Schaumburg in solche Beziehungen.

Neben dem ernstlichen Verlangen, seinen häuslichen Herd zu bestellen, lebte aber in Erzherzog Karls Seele auch der unentwegte Wunsch nach einer seiner Vergangenheit und seiner Befähigung nur einigermaßen ebenbürtigen Laufbahn, zu einer Zeit, da der Schlußkampf gegen Napoleon als unerbittliche Nothwendigkeit von den Großmächten des Congresses aufgenommen werden mußte.

Zum 19. März 1815 schreibt Erzherzog Johann in sein Tagebuch: „Karl ging zum Kaiser um eine Anstellung zu bitten, wenn der Krieg ausbrechen sollte; er bot sich zu Allem an, wahrlich mit vieler Selbstverleugnung; der Kaiser war verlegen ...." Schon den 21. März wußte der Erzherzog, daß er als „Gouverneur" nach Mainz käme. „Italien wäre wohl sein Fach gewesen," meinte Erzherzog Johann, „indes ist es schön von Karl, daß er so eine Stelle annimmt ....." An einer gewissen Verbitterung konnte es desungeachtet nicht fehlen, denn das war eine allzu karge Abschlagzahlung an seine Erwartungen. Den 12. April 1815 ging er an seinen Bestimmungsort Mainz — la bonne ville de Mayence —, wie er später an Bruder Johann schrieb, um damit die harmlose Langeweile der Festungsstadt anzudeuten.

Als Erzherzog Johann, mit der Feldgeniedirection bei der Belagerung der Ostforts Frankreichs betraut, im kaiserlichen Hauptquartier zu Heidelberg weilte, fanden sich hier auch seine Brüder, 11. bis 15. Juni 1815, ein. Erzherzog Johann gewann die Ueberzeugung, daß Karl und Joseph ihre Wahl getroffen und den festen Entschluß gefaßt hätten, sobald als möglich in den Ehestand zu treten. Erzherzog Karl erkor Henrietten, Tochter des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Mannheim-Weilburg, Erzherzog Joseph Herminen, die Tochter des Fürsten Victor II. von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, zur Verlobten. Die Bräute — seltsames Zusammentreffen — waren im gleichen Jahre (1797), Henriette den 30. October, Hermine den 2. December, geboren. Dem Eheglück Erzherzog Karls war eine längere Dauer beschieden, denn seine Gattin, Mutter von sechs Kindern, theilte mit ihm den häuslichen Herd 14 Jahre († 1829), während die (zweite) Frau Erzherzog Josephs schon 1817 aus dem Leben schied, nachdem

sie einer Tochter und einem Sohne, Zwillingen (14. September), das Dasein gegeben.

Wie aber diese Doppelehen im Jahre 1815 reiften, erweisen die fünf Briefe Erzherzog Karls und das eine Schreiben Palatin Josephs an Erzherzog Johann, die vollinhaltlich hier folgen und vor Allem für das Gemüth und für das Vorgefühl des häuslichen Glückes in Erzherzog Karl ein willkommenes Zeugniß geben.

Sie enthalten aber auch manchen interessanten Seitenblick auf die Sachlage, die durch die Entscheidung des großen Schlußkampfes bei Waterloo und die zweite Occupation von Frankreich geschaffen wurde.

III.

Die Briefe Erzherzog Karls und Erzherzog Palatins Joseph an Erzherzog Johann vom August-September 1815.

1.

1815, 6. August, Mainz. Erzherzog Karl an Erzherzog Johann.

Bester Bruder!

Deinen Brief vom 22. (Juli) erhielt ich gestern. Der gute Humor, welcher in selbem herrscht, hat mich herrlich unterhalten. Da ich nun auf Gottes Erden nichts zu thun habe, als zwei Aemter, das von Fulda und das Isenburgische, zu regieren und sechs Bataillons in Mainz zu quälen, so bleibt mir Zeit übrig, um Deinem Rathe gemäß für mich zu arbeiten. Ich denke, in den ersten Tagen des Septembers unter die Herrschaft des Pantoffels zu kommen, aber zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Ich habe ein Weib gefunden, wie die Weiber sein sollen; keine überstürzenden Ideen und nichts Männliches; kurz, ich schmeichle mir, daß Ihr eine gute Schwester bekommen werdet.

Szarvassy (Scherzname Erzherzog Palatins Joseph) will bis 15. oder 16. hier sein und dann schnell heirathen, mit Ende September wieder in Ofen hausen. Ob es ihm gerathen wird, weiß ich nicht. Die Großfürstin Katharina ist in Wiesbaden. Ich war nach ihrer Ankunft bei ihr en visite und denke vor ihrer Abreise wieder hinzugehen. E poi basta!

Der Fürst von Weilburg-Mannheim ist seit vorgestern in Biberach, also beinahe unter meinem Kanonenfeuer. Da ich also meine Außenwerke visitiren muß, so bin ich mehr dort als in der Festung.

Sie gehen übermorgen zurück, und zwar über Schaumburg. Ich werde sie begleiten, Herminien (Braut Erzherzog Josephs) meinen „Salemalec" zu machen und dann bis am 12. in Weilburg bleiben. Ich hoffe, daß die altdeutsche Prinzessin auch gut gerathen wird.

Was werden die reges und patres conscripti in Paris auskochen? Ich habe eine dumpfe Ahnung, die mir sagt: Nicht viel Gescheidtes. Wie froh werde ich sein, wenn ich mich irren sollte....

Schreibe mir zuweilen, aber schicke Deine Briefe durch Hohenzollern [1]) hierher, damit sie nicht so spät kommen wie der letzte. Vale! Verzeih, wenn meine Epistel eine Olla potrida ist. Wenn man in der Pfalz ist, [2]) kann man nicht viel Kluges schreiben.

Karl.

Den 13.

Gestern kam ich zurück von Weilburg, und siehe, ich hatte diesen Brief hier vergessen. Darum schicke ich Dir ihn erst heute. Uebermorgen schicke ich Gutmann [3]) nach Paris, Sr. Majestät [4]) anzutreiben, der mir auf den schon in der ersten Hälfte Juni unterlegten Vorschlag des Ehecontractes noch gar nicht geantwortet hat. Das wäre der Teufel, wenn ich deswegen meine Sponsalia verschieben sollte, denn in Mainz allein zu sein, ist fürchterlich. Hier herrscht die Langweile mit ihrem eisernen Scepter und flechtet Kränze von Mohn um die Schläfe der Menschen, denn man kann hier nichts Besseres thun als — schlafen.

Vale und gedenke Deines Dich stets liebenden Principals. [5])

2.

1815, 9. August, Wien. Erzherzog Palatin Joseph an Erzherzog Johann.

Bester Bruder!

Deine Antwort vom 28. Junius hat mich hier in Wien erwartet und ist mir also erst heute zugekommen.

Ich gratulire zu der ennuyanten Unterhaltung in Basel [6]) und bei der Blockade der Festungen, die doch hoffentlich bald aufhören wird,

[1]) Fürst von Hohenzollern, als österreichischer General dem Belagerungscorps zugewiesen, das die Ostfestungen Frankreichs zu blockiren hatte.

[2]) Pfalz = Balz = Auerhahnbalz.

[3]) Geschäftsträger des Erzherzogs.

[4]) Kaiser Franz I. von Oesterreich.

[5]) Als Aeltester der Erzherzoge.

[6]) Erzherzog Johanns Absteigequartier, angesichts der Belagerung des benachbarten Hüningens.

da nun der Friede nicht mehr fern sein kann, bei dem „Freund Bocksfuß“[1]) alle sammt und sonders anführen und uns eine tüchtige Nase drehen wird.

Ich habe den Stall der Augias, id est mein Hauswesen, indessen gefegt und gehe am 14. nach Schaumburg, um dort zu heurathen, obgleich ich auf alle meine Briefe und auf den vorgelegten Heurathscontract keine Antwort von Sr. Majestät habe. Die Rechtsgelehrten sagen: Qui tacet consentire videtur! und auf diesem Satze operire ich frisch darauf los; mein College[2]) hat Scrupel, und all mein Zureden hat noch nichts geholfen.

Also am Ende des Monates werde ich allem Anscheine nach ein glücklicher Ehemann; bis 1.—2. aber gehe ich wieder von dort weg und denke mit Ende September in Ofen zu sein.

A propos, ich lese in den Zeitungen, daß Du auch heuratheſt,[3]) ich gratulire, obgleich es nicht schön ist, daß Du mir davon nichts geschrieben hast. Vermuthlich eine Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen[4]) oder eine Nièce. Nun lebe wohl, denn vor lauter Briefen weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht, und komm' bald wieder nach Hause.

Joseph.

3.

1815, 28. August, Mainz. Erzherzog Karl an Erzherzog Johann.

Bester Bruder!

Da es möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daß wir Mainz behalten wollen, so brauche ich einen Vorschlag, was von Genie-, Sappeurs- und Mineurspersonale in Friedenszeiten hier nöthig ist und beizubelassen wäre.

In Rücksicht des Genie ist zu betrachten, daß nicht nur sehr viel herzustellen, sondern auch Mehreres neu zu projectiren und zu bauen ist, was bei der Zahl sowohl als bei der Auswahl der Individuen besonders bemerkt werden muß. Ich bitte Dich daher, mir einen solchen Vorschlag zu schicken.

Szarvassy heurathet übermorgen in Schaumburg. Ich gehe heute nach Weilburg, um dabei zu assistiren. Mit mir will es nicht

---

[1]) Talleyrand, der bekanntlich etwas hinkte.

[2]) Erzherzog Karl.

[3]) Es war ein leeres Gerücht.

[4]) Bruder des Kaiser Friedrich August III. von Sachsen.

recht gehen, da mir der Kaiser noch nicht geantwortet hat. Met(ternich) wird erst darüber consultirt; Alles liegt noch in Paris. Joseph hat sich darüber hinausgesetzt, aber mein Schwiegerpapa ist etwas scrupuloser, also muß ich Geduld haben. Ich sporne in Paris so viel ich kann, damit man mir meinen Contract herunterschickt, oder wenigstens schreibt, daß dabei kein Anstand ist, wo ich eben schon in Weilburg vorrücken konnte, wenn ich eine solche Zusicherung hätte.

Vale! Denke in den Tranchéen von Hüningen etwas auf einen Dich liebenden Bruder, und wenn Du Zeit hast, so mache mir etwas von Dir zu wissen, oder lasse mir schreiben, was bei Dir geschieht. Wenn Alles vorbei sein wird, so vergiß nicht, mich mit einem Plan Euerer Arbeiten zu beglücken.

Vale

Karl.

4.

1815, 8. September, Mainz. Erzherzog Karl an Erzherzog Johann.

Bester Bruder!

Deinen Brief vom 31., den ich gestern erhielt, beantworte ich folgendermaßen:

1. Ich gehe den 15. nach Weilburg.
2. Ich heurathe den 17.
3. Den 23. komme ich nach Mainz zurück.
4. Ich weiß weder, was mit mir, noch was mit Mainz geschieht.
5. Ich habe Heimweh.
6. Da ich mit meiner Braut zufrieden bin, so wünsche ich, daß Ihr es auch seid und kann nicht erwarten, sie zu produciren.
7. Szarvassy ist Zeuge meiner Hochzeit.
8. Er geht mit seiner Frau dann weg, um mit ultimo Septembers zu Haus zu sein.

Das sind die Antworten. Nun folgen die Fragen:

1. Was geschieht mit Dir?
2. Was mit Hüningen?
3. Was mit Ludwig? [1])

[1]) Erzherzog Ludwig, der bei der zweiten Occupation von Frankreich eine Division zu commandiren hatte.

4. Was hat der unerfahrene Jüngling in dem gefährlichen Babel gemacht? [1])

5. Kommt Keiner von Euch auf Mainz. Cela serait charmant. Wenn Ihr mehr als acht Tage da bleibt, so könnt Ihr Euch herrlich — ennuyiren. Der Mühe wäre es, die Festung zu sehen, dann einen neuen Weg nach Haus zu nehmen, und mich würde es furieusement gefreuen. Ich hätte so viel Stoff mit Euch zu parliren.

Da ich heute zu faul bin, um Ludwig auf seinen Brief vom 28., den ich gestern erhielt, zu antworten, so schicke ihm diesen nach genommener Lecture zu. Er wird Alles daraus ersehen, was er wissen will.

Pro Ludovico.

Die Stufen für Reineri [2]) bekomme ich alle, sobald er auf die gemachte Anfrage wegen ihrer Größe wird geantwortet haben.

Pro Johanne.

Vergiß nicht, was ich Dir in meinem letzten Brief wegen Mainz schrieb, denn, wenn wir's behalten, so giebt es hier viel zu thun.

Pro ambobus.

Valeatis! Ich umarme Euch beide zärtlichst.

Karl
Gouverneur de la bonne ville
de Mayence.

5.

1815, 10. September, Mainz. Erzherzog Karl an Erzherzog Johann.

Carissime frater! Als ich heute hierher zurückkam, fand ich Deinen Brief vom 8., welcher mich äußerst freute und unterhielt. Ich bin mit Dir in Allem einverstanden und besonders darüber zufrieden, daß meine Schritte Höchstdem Beifall erhalten.

Am 8. war feierliche Verlobung in Weilburg; nun wurde der Vertrag festgesetzt, den ich sodann Sr. Majestät zur Genehmigung persönlich überbringen werde, was dann nur auf den allerletzten Schritt ankommen wird, zu dem ich bereit bin.

Ich zweifle nicht, daß Dir die Braut moralisch und physisch gefallen wird. Sie ist Unser würdig, und zwar im ganzen Umfange des Wortes.

---

[1]) Erzherzog Johann traf erst den 13. September 1815 in Paris ein und verblieb hier am kaiserlichen Hoflager bis zum 19. October.

[2]) Erzherzog Rainer war ein Freund der Botanik und Gesteinkunde.

Ich weiß noch nicht, welchen Tag ich auf Heidelberg kommen kann, da aber mein Wille ist, da nicht lange zu bleiben, so bitte ich Dich, sogleich, wenn ich komme, mich benachrichtigen zu lassen und hinzueilen, denn ich wünsche sehr, Dich zu sehen und mit Dir zu plauschen.

Auch die zu vermuthende Palatina [1]) habe ich gesehen. Ich weiß noch nichts Bestimmtes von dem Szarvassy.[2]) Wenn Du ihn vor mir siehst, so sage ihm, daß man ihn mit Ungeduld erwartet, daß ich hier für ihn schon das Quartier bereitet habe, wo er Alles finden wird, und daß er mir nur einen Wink geben soll, wann ich ihn sehen werde. Ich denke wohl, daß ich ihn eher bei Euch sehen werde, als er kommt.

Fürst Reuß [3]) hat mir Deine Commissionen gemacht. Ich schreibe Dir sonst nichts, weil ich Dir so viel zu sagen habe, daß ich Alles auf unsere Zusammenkunft verschiebe.

Vale Karl.

6.

1815, 18. September, Weilburg. Erzherzog Karl an Erzherzog Johann.

Factum est, oder seit gestern Abends bin ich, was Du einmal auch werden solltest, ein Ehemann. Daß ich sehr zufrieden bin, versteht sich, daß ich hoffe, es zu bleiben, detto, daß ich mich freue, meine Frau Dir zu produciren, detto, so wie auch, daß ich finde, daß Dein Rath gut war.[4]) Kurz und gut, der Himmel ist voll Geigen. Ich wünschte, das Nämliche bei Dir auch zu erleben, es wäre für Deine Hypochondrie gar nicht übel, glaube mir, besonders wenn Du eine Frau fändest, wie ich. Ist es eine Megäre, so würde es Deine Galle in Bewegung bringen und Dir dadurch auch sehr heilsam sein. Nur keine, die weder Fisch noch Fleisch ist.

Wann werde ich Dich wieder sehen? Ich hoffe, wünsche, sehr bald, das wäre mir in jeder Hinsicht das Liebste. Meiner Frau würde es sehr freuen, die Dich gern wird kennen lernen. Ich habe sie

[1]) Die Hochzeit Erzherzog-Palatins Joseph fand den 30. August statt, siehe oben den Brief Erzherzog Karls vom 28. August.

[2]) Erzherzog-Palatin Joseph.

[3]) Oesterreichischer General.

[4]) Dies unterstreicht Erzherzog Johann im Briefe.

dispensirt, wie sie wollte, zu schreiben, und habe es auch auf mich genommen, Dich zu unterrichten, daß die Schuld nur an mir liegt, wenn es nicht geschieht.

Vale — Ich denke immer, Du bist in Paris und schicke dahin meine guten Wünsche nach.

Karl.

Dieser Brief war schon geschrieben, als ich den Deinen vom 10. erhielt. Unterhalte Dich gut in Paris und vergesse nicht Deine guten Freunde. Erfährst Du, daß Mainz uns bleibt, so beordere gleich das angetragene Geniepersonale hierher, da viel zu thun ist und in vielen Sachen periculum in mora!

Die Entwickelung des böhmischen Adels.

Von Anton Peter Ritter v. Schlechta-Wssehrdsky zu Wssehrd.

(Schluß.)

Die Gleichberechtigung des Ritter- und Wladykenstandes blieb unter dem Nachfolger König Ferdinand III. aufrecht, so wie auch die damaligen deutschen und lateinischen Adelsbriefe sowohl ihrem Wortlaute als auch ihrer Bedeutung nach mit jenen aus der Regierungszeit des Königs Ferdinand II. noch übereinstimmten. Allein schon am Ende des fünften Decenniums des 17. Jahrhunderts wurde zwischen dem Ritter- und Wladykenstande ein Unterschied gemacht und der letztere für geringer angesehen als der Ritterstand. Veranlassung zu dieser Aenderung gab vermuthlich ein dem Neustädter Stadtverordneten-Collegium im Jahre 1649 zu Theil gewordener außerordentlicher königlicher Gnadenact. Mit dem Majestätsbriefe vom 3. Mai 1649 erhob nämlich König Ferdinand III. den königlichen Richter, den Primator, 16 Rathsherren, 3 Kanzler, 2 Rathsschreiber, 12 Gemeindeälteste und 37 Ober- und Unterofficiere der bürgerlichen Freicompagnie der königlichen Neustadt Prag auf einmal in den Wladykenstand.[1]) Da die meisten dieser Functionäre Gemeindebürger waren, keine Landgüter besaßen und ihre städtischen Aemter und Würden auch nach dieser Standeserhebung behielten, zählten sie ihrer politischen Stellung nach auch weiterhin

[1]) Prager Stadtarchiv; vgl. auch Erben: Primatoren der königlichen Hauptstadt Prag.

zum Bürgerstande [1]) und es hätte somit ihre gleichzeitige Einreihung in den Ritterstand eine gänzliche Umwälzung der bestandenen Ständeunterschiede, namentlich aber eine Aufhebung des zwischen dem Ritter- und Bürgerstande stets beobachteten politischen Unterschiedes unbedingt nach sich ziehen müssen. Wir wissen aber, daß in jener Zeit eher das Gegentheil erstrebt wurde und das kaiserliche Patent vom 19. September 1678 diesen Bestrebungen kräftigen Nachdruck gab. Es konnte demnach auch nicht in der Absicht des Königs gewesen sein, die gedachten Personen durch Verleihung des Wladykenstandes auch der Vorrechte der Ritterschaft theilhaftig zu machen, und thatsächlich wird in dem citirten Majestätsbriefe zwischen den Wladyken und dem Ritterstande unterschieden. Nachdem es nämlich im Contexte dieser Urkunde heißt, daß der König alle die Vorgenannten in der Art in den Wladykenstand erhebe, daß sie für wahre Zemanen, Wladyken und nobilitirte Personen gehalten werden sollen, folgt am Schlusse derselben ein in deutscher Uebersetzung nachstehend lautender Passus: „.... Nachdem wir ihnen, den Neustädtern, für ihr edles und ritterliches Betragen nach Recht und Billigkeit Anerkennung zollen, bestimmen wir zugleich, daß künftig entweder einer oder mehrere Personen aus ihrer, der Neustädter, Mitte in das Kammer- und Hoflehngericht aufgenommen werden und dort nach dem Ritterstande ihre Session haben." — Dieselbe Unterscheidung tritt in einzelnen, seit dieser Zeit erlassenen königlichen Diplomen noch auffälliger zu Tage. Z. B. Daniel Ferdinand Rabsteinský v. Guttenthal wurde am 17. Januar 1630 in den Wladykenstand erhoben und das ihm hierüber ausgestellte Diplom wurde dem König Ferdinand III. unterm 17. October 1652 „auf den Ritterstand erhöht". Ebenso wurde Laurenz Franz Milczowský von Braunberg, nachdem er vom König Ferdinand III. bereits am 3. October 1652 den Wladykenstand erhielt, mit Diplom vom 12. September 1656 in den böhmischen Ritterstand erhoben. Ich habe mich lange bemüht, mir das Verhältniß dieser Wladyken zum Ritterstande klar zu stellen und glaube, endlich einigen Aufschluß in den nachstehenden Diplomsdaten gefunden zu

[1]) So war z. B. Mathias Müller v. Mildenberg, welcher in dem oben citirten Majestätsbriefe unter den in den Wladykenstand erhobenen Rathsherren genannt wird und bereits am 14. December 1633 den rittermäßigen Adel erhielt, auf dem allgemeinen Landtage vom 13. April 1644 Deputirter des Bürgerstandes und wurde aus diesem Stande, nicht aber aus der Mitte der Ritterschaft zum Obersteuereinnehmer erwählt. (Ständisches Archiv, Buch Nr. 14 B 1.)

haben. Niklas Franz Turek von Rosenthal, Bürger und Primator der Altstadt Prag, wurde vom König Ferdinand III. mit Diplom de dato 26. März 1649 in den alten Wladykenstand erhoben. Daß unter diesem Wladykenstande nicht auch der Ritterstand gemeint war, beweist schon das von Turek bekleidete Amt, welches seinen Träger unbedingt in den Bürgerstand einreihte. Als jedoch Turek dieses Amt niederlegte, strebte er die Aufnahme in den Ritterstand an und bewarb sich zu diesem Zwecke um ein Ritterstandsdiplom. Und da wurde der Statthalterei mit Rescript des Kaisers Leopold I. vom 28. November 1662 bekanntgegeben, daß das dem Turek im Jahre 1649 über das Alterthum seines Wladykenstandes ertheilte Diplom auf den „wirklichen" Ritterstand bezogen und ausgedehnt werde, und die Hofkanzlei bereits angewiesen wurde, demselben über diesen Ritterstand ein neues Diplom mit dem Datum vom 27. October 1662 auszustellen.[1]) Der Wladykenstand war sonach in seiner Art auch jetzt noch ein „Ritterstand", allein er war dem eigentlichen oder wirklichen Ritterstande, d. h. der auf dem Landtage den dritten politischen Stand repräsentirenden Ritterschaft nicht mehr gleichgestellt. Seine Mitglieder bildeten vielmehr eine blos in socialer Beziehung bedeutsame Gruppe von besonders betitelten Adelspersonen, ohne auf die höheren Prärogativen des Ritterstandes Anspruch zu haben. Um der letzteren theilhaftig zu werden, mußten sie ebenso wie die rittermäßigen Edelleute von der Ritterschaft in den Stand aufgenommen oder vom König in den Ritterstand erhoben worden sein. Ersteres geschah dann, wenn ein Wladyke einen landtäflichen Besitz erwarb und auf Grund desselben in den Landtag eintrat. Man kann daher mit Zuversicht behaupten, daß jene Familien, die nach dem Jahre 1649 den Wladykenstand erhielten und im Laufe des sechsten Decenniums des 17. Jahrhunderts, d. i. zu einer Zeit, wo die Sitte der Ritterstandsaufnahme noch praktisch war, einen landtäflichen Besitz erwarben, in den wirklichen Ritterstand eingereiht wurden. Dagegen konnten jene Wladyken, die einen landtäflichen Besitz entweder gar nicht oder erst später erworben haben, wirkliche Ritter nur durch ein nachfolgendes königliches Ritterstandsdiplom werden. Dabei muß festgehalten werden, daß die Ritterstandsdiplome, welche vom Kaiser Ferdinand III. in der ersten Hälfte seiner Regierung verliehen wurden, eine andere Bedeutung hatten, als jene nach dem Jahre 1649. Die

[1]) Zeh's Auszüge aus der Landtafel und dem ständischen Archiv, aufbewahrt im königlich böhmischen Landesarchiv.

ersteren schlossen ebenso wie unter Ferdinand II. eine ausnahmsweise höhere Begnadigung in sich, und zwar im Gegensatze zu jenen regelmäßigen Adelsbriefen, mit welchen der zur Aufnahme in den Ritterstand berechtigende rittermäßige Adel verliehen wurde. Ihre Erwerber gehörten sofort dem Ritterstande an, mußten jedoch, um die wirkliche Session bei diesem Stande auf dem Landtage und die Berechtigung zur Prävalirung der an sie geknüpften weiteren Vorrechte zu erlangen, beim Ritterstande angemeldet sein, den üblichen Nachweis der ehelichen und ehrlichen Abkunft erbringen und einen landtäflichen Besitz haben. Nach dem Jahre 1649 pflegte aber König Ferdinand III. nicht mehr den rittermäßigen, sondern nur den einfachen Adel zu verleihen und die Erlangung eines Ritterstandsdiplomes bildete seither den normalen Weg, auf welchem man zum Ritterstande gelangen konnte. Offenbar bestand die Absicht, dadurch die noch immer belangreiche Ritterstandsaufnahme zu einem bloßen Formalitätsact herabzusetzen und ihr schließliches Aufhören vorzubereiten. Da nämlich der einfache Adel [1]) nicht genügte, um Jemanden auf Grund desselben in den Ritterstand aufzunehmen, konnte die Ritterstandsaufnahme nur mehr in jenen Fällen praktisch werden, wo es sich um die Annahme eines in den Landtag noch nicht eingetretenen rittermäßigen Adeligen oder Wladyken handelte, beziehungsweise wo der Erwerber eines Ritterstandsdiplomes die Session bei diesem Stande begehrte. Nun waren aber Alle, die ein Ritterstandsdiplom erworben haben, ohnehin schon Ritter, und da König Ferdinand III. seit dem Jahre 1649 unter dem von ihm verliehenen Ritterstande zum Unterschiede von dem Wladykenstande den wirklichen Ritterstand verstanden wissen wollte, erwarben alle von ihm in denselben erhobenen Personen eo ipso auch das Recht der Standschaft in der landtäglichen Rittercurie und brauchten daher von den letzteren nicht erst angenommen zu werden. Wenn dies nun trotzdem geschah, so hatte dies lediglich den Grund, daß einzelne der so begnadigten Personen erst später in den Besitz von Landgütern gelangt sind, und in Folge

[1]) Die Verleihung des einfachen Adels wurde ebenfalls als „Nobilitation" bezeichnet. Doch deckt sich die letztere begrifflich nicht mit jener aus der Zeit des Königs Ferdinand II. Denn diese involvirte die Verleihung des rittermäßigen Adels und berechtigte zum Eintritt in den Ritterstand, von welchem dagegen die einfachen Edelleute ausgeschieden waren. Daher bestimmt auch die Allerhöchste Entschließung vom 8. December 1653, daß ein Incola, welcher in höheren Stand erhoben wurde, für eine höhere Standesperson, der aber nobilitirt wurde, pro nobili respectirt werden solle.

dessen, dem alten Herkommen gemäß, erst von dieser Zeit an in den Landtag eintraten und von dem ihnen bereits früher verliehenen Rechte der Standschaft Gebrauch machten. Selbstverständlich hätte aber ihre bei diesem Anlasse allenfalls stattgefundene Aufnahme eine ganz nebensächliche Bedeutung.

Uebrigens wußte der Kaiser einer derartigen, zwischen der bisherigen Uebung und den von ihm aus königlicher Machtvollkommenheit verliehenen Rechten sich entwickelnden Collision dadurch vorzubeugen, daß er mit dem Hofrescripte vom 25. August 1650 auch den unbegüterten Inwohnern, wenn sie „nur die Landstandschaft erworben haben und des Herren- oder Ritterstandes fähige Personen" waren, die Session (allerdings nicht das Stimmrecht) auf dem Landtage bewilligte. Durch diese Verordnung fiel nämlich das letzte Hinderniß, welches den von ihm in den Ritterstand erhobenen Personen den sofortigen Eintritt in die landtägliche Rittercurie hätte erschweren können, und damit entfiel auch für dieselben jeder weitere Anlaß, sich einer Aufnahme seitens der Standesgenossen zu unterziehen.

Diese und die weitere Thatsache, daß Kaiser Ferdinand III. in Böhmen nicht mehr den rittermäßigen Adel und während seiner letzten Regierungsjahre auch den Wladykenstand nicht mehr verlieh, hatte ein allmähliches Aufhören der Ritterstandsaufnahmen zur Folge. Nur die alten Rittergeschlechter pflegten noch unter Kaiser Leopold I. neue Mitglieder in ihre Mitte aufzunehmen; es geschah dies jedoch blos in jenen Fällen, wo ein altadeliger Ausländer auf Grund des erworbenen Incolates oder ein in Böhmen seßhaft gewordener Landmann der böhmischen Nebenländer um die Session in ihrem Stande bittlich wurde;[1]) dagegen wurde denjenigen Personen, die vom Könige unmittelbar in den alten Ritterstand erhoben wurden, die Session bei diesem Stande ohne jede Aufnahme bedingungslos eingeräumt.[2])

---

[1]) Z. B. Am 10. März 1660 theilte der Landtagsrelator vom Ritterstande, Albrecht Hložek v. Haugwitz, dem Landtafelamte mit, daß die Ritterschaft auf dem Landtage vom 3. November 1659 den Ernst Rottenberger von Kestrzi und Dirschel, nachdem derselbe erwiesen, daß sein Geschlecht im Herzogthum Schlesien von uraltersher als adelig vorkomme, in den alten Ritterstand aufgenommen habe und er somit alle Rechte und Freiheiten der alten Rittergeschlechter genießen könne. (Landtfl. Instr. Buch Nr. 628, C. 3).

[2]) Es geschah dies allerdings auf ausdrücklichen kaiserlichen Befehl. So wurde z. B. Johann v. Röhrich am 20. December 1673 in den alten Ritterstand erhoben und dem Landtafelamte aus diesem Anlasse eröffnet, daß demselben die

Kaiser Leopold (1657—1705) ließ den bereits von seinem Vorgänger beobachteten Unterschied zwischen dem einfachen Adel und dem Ritterstande noch schärfer hervortreten. Er bediente sich zwar, indem er ebenso wie Ferdinand III. den rittermäßigen Adel in Böhmen nicht mehr zu verleihen pflegte, derselben Formel,[1]) aber in den über die Ertheilung solcher Adelsbriefe an die böhmischen Statthalter ergangenen Erlässen wird die geringere Stellung der so geadelten Personen gegenüber dem Ritterstande viel klarer ausgesprochen. So wurden z. B. die Brüder Philipp und Johann Georg Hocken am 1. December 1671 in den „Stand und Grad der edelgeborenen Lehens-Turniergenossen" erhoben, und in dem hierüber ausgestellten Diplome wird angeordnet, daß sie aller jener Rechte und Gnaden, deren sich der Adel im Königreiche Böhmen und dessen incorporirten Ländern erfreue, theilhaftig werden sollen. Am 11. December 1674 wird hierauf dem Landtafelamt auf Grund eines an den Statthalter herabgelangten königlichen Rescriptes bekanntgegeben, daß die obgenannten Brüder „nobilitirt" wurden, sich „von Hoch" schreiben dürfen und demgemäß „als nobilitirte Personen anerkannt und geachtet und bei ihrem Prädicate geschützt werden sollen".[2])

Dagegen lautet die Formel in den gleichzeitigen Ritterstandsdiplomen regelmäßig, wie folgt: . . . „Wir haben ihn, N. N., sammt seinen ehelichen Nachkommen in den Ritterstand Unseres Erbkönigreiches Böhmen und dessen incorporirten Ländern gnädigst gesetzt, gewürdigt, an- und aufgenommen ꝛc." und in den über die Verleihung solcher Diplome an die Statthalter ergangenen Weisungen wird ausdrücklich betont, daß derselbe, d. i. der Diplomserwerber, bei allen Rechten und Freiheiten, welche die Ritterstandspersonen haben, zu schützen sei. Trotz der augenscheinlichen Uebereinstimmung im Wortlaute unterscheiden sich die vom Kaiser Leopold I. in den späteren Jahren seiner

---

Session unter den alten Rittergeschlechtern ohne jede Schwierigkeit eingeräumt werden solle. (Landtfl. Instr. Buch Nr. 630, O. 21.)

[1]) Der usuelle Text der bezüglichen Diplome gleicht im großen Ganzen jenem der Diplome über den rittermäßigen Adel; nur werden in demselben alle jene Worte, welche auf eine Beziehung zum Ritterstande hindeuten, ausgelassen. Die Unterscheidung von mehreren Rangsclassen innerhalb des niederen Adels finden wir auch, und zwar viel früher in den österreichischen Erbländern. So unterscheidet das an die Stände in Steiermark, Kärnten, Krain und Görz gerichtete Patent vom 1. März 1631 zwischen „denen des Ritterstandes und rittermäßigen Herkommens und den völlig Nobilitirten oder Gemeinen vom Adel".

[2]) Landtfl. Instr. Buch Nr. 630, L. 11.

Regierung ausgestellten Ritterstandsdiplome ihrer Bedeutung nach wesentlich von jenen aus der Zeit des Kaisers Ferdinand III. Die letzteren reihen den Begnadigten in den Ritterstand ein und verleihen ihm zugleich das Recht der Standschaft in demselben. Unter Leopold I. war es anfangs nicht anders. Allein seit dem letzten Decennium des 17. Jahrhunderts werden diese beiden Momente getrennt. Der Begnadigte erhielt durch das Ritterstandsdiplom das Recht zur Prävalirung der diesem Stande zustehenden Titel; das Recht zum Ankaufe unbeweglicher Güter und zur Standschaft, d. i. zur Session beim Ritterstande auf dem Landtage und beim Landrechte, mußte jedoch selbst der Inländer durch ein separates Incolatsdiplom erwerben.

Das Incolat.

Es wurde bereits am Schlusse des vierten und im Eingange dieses Abschnittes erwähnt, daß die Verleihung des Incolates, welches bisher den Ständen zustand, vom König Ferdinand II. als ein Hoheitsrecht der Krone vindicirt wurde. Der in der Note auszugsweise mitgetheilte Artikel A 20 der verneuerten Landesordnung bestimmt dies ausdrücklich.[1]) Ich habe zu demselben nicht viel zu bemerken. Die bereits früher übliche urkundliche Angelobung der Unterwerfung unter den Willen des Königs und die Gesetze des Landes wird hier als Revers bezeichnet. Der letztere ist daher lediglich in der Bezeichnung, nicht aber sachlich neu; dagegen enthalten die älteren Gesetze nicht die Vorschrift der Ablegung des Erbhuldigungseides. König Ferdinand III. wiederholte die Bestimmungen dieses Gesetzartikels in den Patenten vom 1. August 1637 und 26. Januar 1650 und erließ zu denselben einzelne grundsätzliche Erläuterungen. So wurde z. B. in dem Hofdecrete vom 2. Februar 1651 angeordnet, daß „zur Erhaltung des

[1]) . . . „Wann aber künfftiger Zeit ein Außländer in diesem Königreich ein Land-Gutt kauffen oder durch andere Contraect an sich bringen will; Soll er solches zu thun nicht Macht haben, es sey dann, daß der Regierende König und Erbe zum Königreich, darein gnädigist bewilliget. Würde aber jemand ohne des Königs Consens und Verwilligung, in diesem Königreich eine Vestung, Schloß, Stadt, Dorff oder ander Land-Gutt einem Außländer, was Stands, Würden oder Wesens der auch sey, verkauffen, vertauschen, verpfänden, oder in einigerley andere Weise oder Weg, wie die genannt werden mögen, vereussern und darzu wirklich einraumen; So soll nicht allein solches abgetrettene Land-Gutt, sondern auch das darfür bezahlte, oder im Land versicherte Kauff-Geld, oder was sonsten dargegen gegeben, oder getauscht oder darauff geliehen worden, dem König heimfallen und verwürckt seyn.

jus incolatus erforderlich sei, sich vorher zu einem Stande im Lande einzuwerben und zu doziren, daß der, welcher belehnet worden und gebührend einwerben will, bereits standmäßig sei; hoc facto solle erst das jus incolatus pro Confessio gehalten werden und im Lande verträglich sei." Weiters wurde mit dem Hofdecrete vom 7. Mai 1655, nachdem im Eingange desselben das Verbot des Verkaufes von Grund und Boden an einen Ausländer ohne vorherige Einholung des königlichen Specialconsenses erneuert wird, festgesetzt, daß sich alle Diejenigen, welche das „jus incolatus" bereits erworben haben, binnen Jahr und Tag „sub poena emittendi eiusdem juris zu einem Stand im Lande zu habilitiren haben, künftighin aber solle Derjenige, welcher das Incolat suchen und sich wird zum Landsässigen machen wollen,

---

Dafern aber Wir oder ein Nachkommender König und Erb zum Königreich, einem Außländer ein Land-Gutt darinnen zu kauffen, oder durch andern Contraect an sich zu bringen, gnädigist bewilligen, und also ihn zu Unserm Landmann in diesem Königreich annehmen würden; So soll derselbe Uns vor Antrettung berührten Land-Guts, nicht allein den Erb-Huldigungs-Ayd, nach laut obstehender Form sub lit. A 2 leisten und erstatten, sondern Uns auch darneben einen Revers und Verschreibung unter seinem Pettschafft, daß er Unsern jetzigen und künfftigen Königlichen Constitutionen und des Lands-Verfassungen und Rechten gemäß, sich verhalten, und sich darwider keines andern Rechtens noch Gerechtigkeit gebrauchen wolle, zu Unserer Königlichen Land-Taffel überantworten; und darauff, wann er sich auff Gemeinem Land-Tag bey denen Ständen anmeldet, soll ihm seinem Stand nach, alsdann seine Session eingeraumbet werden, nämblichen, wo er des alten Herren-Stands ist, in dem alten Herren-Stand, da er aber des neüen, in dem neüen; deßgleichen welcher des alten Ritter-Stands in dem alten, und der des neüen, in dem neüen Ritter-Stand. Solte aber deßhalben etwann ein Stritt oder Zweiffel bey denen Ständen fürfallen, oder aber er vermeinen, daß ihm durch Sie zu kurtz geschehe: Wollen Wir Uns hierüber die Decision und Endschied, auff eines und des andern theils Vor- und Anbringen, gnädigist reservirt und vorbehalten haben.

Betreffend aber Unsere Unterthanen im Marggraffthumb Mährhern, Hertzogthumb Schlesien, Markgraffthumb Ober- und Nieder Laußitz: Obwolen dieselbe für keine Außländer in Unserm Erb-Königreich Böhaimb als deme diese Länder incorporirt, zu halten seynd, und derowegen keiner sonderbahren Königlichen Verwilligung, damit sie sich in Böhaimb einkauffen, oder durch andere Contraect und zuläßige Weiß, Land-Gütter an sich bringen mögen, hierzu vonnöthen haben: So soll ihnen doch gleicher gestalt das verkauffte oder in andere Weg überlassene Land-Gutt, zuvor und ehe sie Uns derentwegen obangeregten Erb-Huldigungs-Ayd geleistet, und darneben auch einen Revers obvermeldten Inhalts, zu Unserer Land-Taffel gelieffert haben, nicht abgetretten, noch eingeräumbet werden, bey ebenmäßiger Vermeidung obberührter Straffen, welche ein und der ander Contrahent oder Theil, unnachläßig zu gewarten hat.

zugleich seinen prätendirten Stand entweder von seinen Voreltern oder Eltern her oder durch ein kaiserliches, vermittelst der königlichen böhmischen Hofkanzlei gefertigtes Diplom, königliches Rescript oder andere gültige Instrumenta zu erweisen, Diejenigen, so neben dem Stand und Titel zugleich auch die wirkliche Session und andere dem Herren- und Ritterstande zustehende Beneficia genießen wollen, ihr ehrliches Herkommen wohlgebrachten Privilegien gemäß ordentlich zu probiren schuldig sein." Sowohl aus dem Texte dieser Gesetze als auch aus dem Wortlaute der einzelnen Incolatsdiplome geht hervor, daß das Incolat zur Zeit des Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. nur an Ausländer verliehen wurde und die Ertheilung desselben die Annahme eines Fremden zum Lande beinhaltete. Aber selbst unter Kaiser Leopold I. wurde anfänglich nicht anders vorgegangen. Wenigstens wird noch in den Hofdecreten vom 12. Januar 1680 und 15. Januar 1681 das Incolat ausdrücklich als „die Annahme zu Einwohnern" definirt und anbefohlen, daß Ausländer, welche in den höheren Stand erhoben zu werden ansuchen, gleichzeitig auch dieses Incolat zu verlangen haben, „widrigens jener quoad effectum incolatus ohne Wirkung sein solle." Allein bereits im letzten Decennium des 17. Jahrhunderts wurde dem Worte „Incolat" eine andere Bedeutung zu Grunde gelegt. Man begann nämlich unter demselben nicht mehr die Landesangehörigkeit, sondern die Standschaft in einem der beiden adeligen Stände zu verstehen und identificirte auf diese Weise die ursprünglich nicht adäquaten Bezeichnungen Incolat und Landstandschaft oder Landmannschaft.[1])

Aus diesem Grunde war auch die Verleihung der Standschaft in der Erhebung in den Ritterstand nicht mehr inbegriffen, sondern erfolgte durch ein separates, der Standeserhebung nachfolgendes Incolatsdiplom,[2]) und das letztere mußte selbstverständlich nicht nur vom

[1]) Daß die Landmannschaft und das Incolat ursprünglich vollkommen verschiedene Begriffe waren, folgt auch aus der Verschiedenheit ihrer Erwerbungsarten. Die Landmannschaft wurde durch die Aufnahme seitens der Mitglieder eines der beiden adeligen Stände, beziehungsweise später durch ein königliches Herren- oder Ritterstandsdiplom erworben. Das Incolat durch Aufnahme seitens aller drei Stände, später durch ein königliches Incolatsdiplom. Jeder Incolatserwerber wurde Landmann oder Landstand, wenn er sich bei einem Stande anmeldete („habilitirte"), aber es stützten selbstverständlich nicht alle Edelleute ihre Landstandschaft auf die frühere Erwerbung des Incolats, sondern nur die zu Land und Stand angenommenen Ausländer.

[2]) Die regelmäßige Formel in den seit Leopold I. ausgestellten Incolatsdiplomen lautet folgendermaßen: „Wir haben ihm, N. N., das Recht des Incolats

Ausländer, sondern auch von einem Inländer erworben werden, wenn sich derselbe nach erfolgter Standeserhebung im Lande ankaufen und der landtäglichen Rittercurie als vollberechtigtes Mitglied anschließen wollte. Man begann sonach in derselben Weise, als man früher zwischen dem Wladykenstande und dem wirklichen Ritterstande einen Unterschied machte, einen blos betitelten und einen privilegirten Ritterstand zu unterscheiden. Die Prävalirung des ersteren setzte lediglich die Erwerbung eines Ritterstandsdiplomes, der factische Genuß der Vorrechte des letzteren auch den Besitz eines an die Stelle der Ritterstandsaufnahme getretenen Incolatsdiplomes voraus.

Diese neuerlichen Aenderungen riefen im Lande begreiflicherweise mannigfache Confusionen hervor, indem man selbst an maßgebender Stelle, als z. B. beim Landtafelamte, nicht wußte, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten hatte. So wurde z. B. einzelnen in den Ritterstand erhobenen Personen die Benützung der Landtafel und andere an den Besitz der Landstandschaft geknüpften Vorrechte zugestanden, ohne daß dieselben auch das Incolatsdiplom erlangt hätten. Um diesen Willkürlichkeiten zu steuern, erklärte Kaiser Karl VI. in der Hofentschließung vom 12. August 1712, „Niemanden mehr den höheren Stand ohne dem ad iura Tabularum eigentlichen habili habenden Incolat durch Dero königliche Böheimb'sche Hofkanzlei zu ertheilen und die königliche Landtafel, wenngleich seine Voreltern aus einem höheren Stande im Lande gebohren wären, genießen lassen, der nicht entweder vom alten bekannten, im Lande vorhin angesessen gewesenen Geschlechte ist oder aber von Ihrer Majestät das Incolat nebst dem höheren Stand zugleich erhalten hat." Thatsächlich wurden von dieser Zeit an die Ritterstands- und Incolatsdiplome gleichzeitig, und zwar gewöhnlich an einem und demselben Tage, ausgefertigt. So erhielt z. B. Franz Leopold v. Hennet mit Diplom vom 30. August 1749 den böhmischen Ritterstand und mit einem zweiten Diplom desselben Datums das Incolat in

(im Herren- oder Ritterstande) in Unserem Erbkönigreich Böheimb und dessen incorporirten Ländern verliehen, lassen ihn und seine Erben alle den Landleuten daselbst gebührende Freiheit genießen, geben ihm auch die Macht, allda Güter nach seinem Belieben zu kaufen und darüber zu disponiren. Wir wollen auch, daß er sammt seinen ehelichen Descendenten in Unserem Erbkönigreiche Böheimb und dessen incorporirten Ländern als rechte und wahre Landleute des Landrechtes und Gerechtigkeiten sowohl bei Unserer königlichen Landtafel, als im anderen Wege inner- und außerhalb Gerichts active et passive bei dem Landtag und anderen Zusammenkünften fähig sein, derenselben genießen, sich erfreuen und gebrauchen sollen." (Vgl. Gindely: Entwickelung des böhmischen Adels, Seite 29—30.)

diesem Stande. Als jedoch Kaiserin Maria Theresia seit dem Jahre 1751 den böhmischen Ritterstand nicht mehr zu verleihen pflegte, wurde selbstverständlich auch diese Vorschrift gegenstandslos.

Siebente Periode vom Jahre 1751 bis 1848.

Das Streben nach möglichster Centralisation rief bei der Kaiserin Maria Theresia auch den Entschluß hervor, nicht mehr den in den einzelnen Provinzen üblichen Landesadel, sondern einen einheitlichen, für alle Erblande gültigen Adel zu verleihen. Diesem allerhöchsten Entschlusse gemäß wurde bereits im Jahre 1750 der böhmische Adel sehr selten, im Jahre 1751 mit einer einzigen Ausnahme überhaupt nicht mehr verliehen. Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 29. November 1752[1]) wurde aber der ausdrückliche Befehl erlassen, einfache Adelsdiplome künftighin für alle Erblande gleichförmig auszustellen.

Dieser Anordnung wurde zwar in der Folge nicht vollkommen entsprochen, indem die Formeln in derartigen Adelsdiplomen in der Weise wechselten, daß in denselben bald die Verleihung des Reichsadels, bald wieder des österreichisch-erbländischen Adels ausgesprochen wird, aber die Beziehung auf den böhmischen Adel kommt in keinem Diplome mehr vor. Zudem war an die Stelle der einzelnen Hofkanzleien eine einheitliche Hofstelle, das „Directorium in internis et publicis et cameralibus" getreten, von welchem alle Adelsbriefe ausgefertigt wurden, und es entfiel daher auch von selbst die frühere scharfe Unterscheidung zwischen böhmischen, österreichischen und Reichsadelsbriefen. Ebenso wurde auch in den seit jener Zeit verliehenen Ritterstandsdiplomen entweder die Erhebung in den Reichsritterstand oder in den österreichisch-erbländischen Ritterstand ausgesprochen, der böhmische Ritterstand wurde nicht mehr verliehen. Der Domdechant Johann Wenzel Regner v. Regenthal und der Prager Bürger Johann Curto von Mohrenbach waren die Letzten, welche in den böhmischen

---

[1]) Diese Allerhöchste Entschließung enthält auch eine wichtige, heute noch geltende heraldische Norm. Sie bestimmt nämlich, daß dem einfachen Adel oder dem Wappenschild nur ein offener gekrönter Helm, dem Ritterstande zwei Helme, dem Herrenstande drei Helme gebühren, ferner solle der alte Ritterstand ein Herzschild im Wappen, der Herrenstand das Herzschild und Schildhälter führen.

Ritterstand erhoben wurden, Ersterer im Jahre 1750, Letzterer im Jahre 1751.[1])

Dagegen wurde die böhmische Grafenwürde noch gegen Ende des 18., die böhmische Fürstenwürde selbst noch im Beginn des 19. Jahrhunderts verliehen. Böhmische Grafen wurden z. B. im Jahre 1761 die Freiherren Chorinský, im Jahre 1764 die Radetzkýs, im Jahre 1769 die Mitrowský v. Nemyšl; die böhmische Fürstenwürde erhielt im Jahre 1808 Prinz Heinrich Rohan. Zum böhmischen Freiherrenstande und niederen böhmischen Adel konnte man jedoch seit 1751 nur mehr durch die Erwerbung des böhmischen Incolates gelangen. So wurde Johann Ignaz Gemrich von Neuberg von der Kaiserin Maria Theresia in den erbländischen Ritterstand erhoben und erhielt hierauf am 5. April 1760 das böhmische Incolat in diesem Stande. Das ihm hierüber verliehene Diplom theile ich in der Note auszugsweise mit.[2])

---

[1]) Seit dieser Zeit kam es nur noch ein einzigesmal vor, daß der böhmische Ritterstand verliehen wurde. Nach der Landesordnung mußte nämlich der Burggraf von Eger dem Ritterstande angehören. Nun wurde im Jahre 1804 Joseph Schüller als Kreishauptmann von Eger auch zum Burggrafen von Eger ernannt und, um der bisherigen Gepflogenheit nachzukommen, ertheilte ihm Kaiser Franz I. den böhmischen Ritterstand. (Vgl. Gindely: Entwickelung des böhm. Adels, S. 38.)

[2]) Wir Maria Theresia 2c. bekennen öffentlich mit diesem Brief und thun kund jedermänniglich, wasmassen uns der Edle unser Rath und Beisitzer bei unserem Burggrafenrecht zu Prag auch liebe Getreue Johann Ignaz Gemrich von Neuberg in Unterthänigkeit gebeten. wir geruheten denselben sammt seinen ehelichen Descendenten beiderlei Geschlechts, die kais. kgl. Gnade zu thun und ihn nebst dem bereits allermildest verliehenen Ritterstande in gesammten unseren Erb Königreich-Fürstenthum- und Landen auch das Recht der Landmannschaft im Ritterstande unseres Erbkönigreiches Böhmen und dessen incorporirten Ländern allermildest angedeihen zu lassen.

Wenn wir nun in gnädigster Erwägung ..... Als haben wir unseren kgl. Consens daher allergnädigst ertheilet, dass Er Joh. Ignaz G. v. N. seine ehel. LeibesErben und derenselben Erbens Erben männlichen und weiblichen Geschlechts aniezo oder hieführ in gemelten unserem Erb Königreich Böhaim in dessen incorp Landen aller Freiheit und Gerechtigkeit geniessen können und Macht haben, allda nach ihrem Belieben Gütter zu kaufen oder sonst durch rechtmäßige actus inter vivos at mortis causa an sich zu bringen, darinnen zu disponiren nach ihren besten Willen und Wohlgefallen und dammit zu thun alles das, was andere Eingeborene oder angenommene Landleute unseres Erbkönigreiches Böheimb und dessen incorporirten, Landen mit ihren Güttern zu thun befugt sind, allermassen Wir dann ihn, J. G. v. N., sammt seinem ehelichen Descindenten beiderlei Geschlechtes hiemit zu Landtleuthen allda im Ritterstande allergnädigst an und aufzunehmen haben wollen.

In seinem Wortlaute entspricht es vollkommen allen späteren bis zum Jahre 1848 ausgefertigten Incolatsdiplomen, weicht dagegen von jenen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts insbesondere darin ab, daß in demselben der wichtige Passus, mit welchem dem Incolatserwerber auch das Recht zum Eintritte in den Landtag ertheilt wird, weggelassen wurde. Veranlassung hierzu gab wohl der Umstand, daß die Landtage immer mehr und mehr an Bedeutung einbüßten und namentlich unter Kaiser Joseph II. zu rein formellen Repräsentationen herabgedrückt wurden. In Folge dessen knüpften sich auch an die Verleihung des Incolates keine wesentlichen politischen Vorrechte und es involvirte dasselbe mehr oder weniger nur das Recht zum Ankaufe von unbeweglichen Gütern im Lande. In demselben Maße als das Incolat an Bedeutung verlor, wurde auch auf die Erfüllung der dem Incolatserwerber vom Gesetze auferlegten Pflichten nicht strenge gesehen. Der Erbhuldigungseid, welchen jeder Incolatserwerber ablegen sollte, wurde vom Kaiser Joseph II. abgeschafft, und so bestand für denselben nur noch die Verpflichtung zur Einlegung des Reverses zum Lande aufrecht. Allein auch dieser wurde ab und zu nicht entsprochen, indem einzelne Edelleute, welche das Incolat erlangten, zuwider der noch immer gültig gewesenen Bestimmung des Art. A 20 der vern. LO. im Lande Güter kauften und in deren ungehinderten Besitz traten, ohne jemals den Revers eingelegt zu haben.

Unter Kaiser Leopold II. wurde zwar in Folge des gegen die Reformgesetzgebung des Kaisers Joseph II. erhobenen Widerstandes die nur mehr dem Namen nach bestandene landständische Verfassung wieder aufgenommen, aber das Incolat selbst gelangte nicht mehr zu seiner vollen früheren Bedeutung. Als endlich die Ereignisse des Jahres 1848 eine abermalige, und zwar gänzliche Auflassung der landständischen Verfassung nach sich führten, hörte auch die Verleihung des Incolates von selbst auf. Insofern aber die Ertheilung des Incolates damals den einzigen Weg bildete, auf welchem eine Einreihung in den böhmischen Adel erfolgen konnte, erscheint der letztere seit dieser Zeit als eine abgeschlossene, auf die Zahl der im Jahre 1848 bestandenen und heute noch blühenden Geschlechter beschränkte, lediglich historische Sondergruppe innerhalb des Adels der Gesammtmonarchie.

Geschichte des Wiener Zeitungswesens von seinen Anfängen bis zum Jahre 1800.

Von E. V. Zenker.

I. Die Relationen.

Das Wort Zeitung ist sehr alt, viel älter als der Begriff, den wir heute damit zu verbinden pflegen. Es gab — wenn man sich vor dem Paradoxon nicht scheut — Zeitungen lange bevor es eine Zeitung gab; denn der einfache Wortbegriff ist sehr weit, und eine lange, mühselige Entwickelungsgeschichte liegt zwischen seiner ältesten und der heutigen prägnanten Bedeutung. Merkmale zur Scheidung einzelner Stadien in dieser langwierigen Entwickelungsgeschichte bieten sich sehr natürlich und ungezwungen. Entweder wir halten uns knapp an den Wortbegriff, und dann ist eine Zeitung nichts als die Vermittlerin von Neuigkeiten, man kann etwa noch die übrigens thatsächlich nicht berechtigte Einschränkung hinzusetzen, durch den Druck; oder wir verbinden mit dem Begriff der Zeitung den der Sammlung und der periodischen Wiederkehr; oder endlich wir sehen in der Zeitung ein Organ der öffentlichen Meinung, wobei der referirende Theil zu zweiter Bedeutung herabgesunken und die Interpretation an die erste Stelle gesetzt ist.

Eine Zeitung in diesem letzten, durchaus modernen Sinne gab es während der Zeit, die wir in den Kreis unserer Betrachtung ziehen wollen, nicht, wenigstens in Wien nicht. Wohl werden wir eine vorübergehende Epoche der Preßfreiheit unter Kaiser Joseph II. zu verzeichnen haben. Allein damit war doch nur eine Bedingung für ein Organ der öffentlichen Meinung gegeben; die zweite, weitaus wesentlichere fehlte damals und fehlte noch ein halbes Säculum nachher:

die öffentliche Meinung selbst. Deshalb schuf auch die Preßfreiheit, welche Josephs Liberalität gewährt hatte, keinen eingreifenden Wandel in dem Zeitungswesen jener Zeit, und wem sie am meisten zu Gute kam, das waren die unwissenden Speculanten, die Pasquillanten und Pamphletisten und die unsaubere chronique scandaleuse.

Noch im ganzen Verlaufe des 17. Jahrhunderts gab es in Wien nicht viel, was auch der Nichthistoriker als Zeitung ansehen würde; als eigentliches Geburtsjahr der Journalistik kann etwa das Jahr 1615 gelten. Vordem existirten keine regelmäßig wiederkehrenden Berichte über den Lauf der Dinge in der großen und der kleinen Welt, kaum eine größere Anzahl solcher, die nur zeitweilig, ganz sporadisch auftauchten. Dafür durchflatterte aber schon seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst und ganz besonders seit der Entdeckung Amerikas die Welt ein Schwarm loser Blättchen, welche besonders sensationelle Ereignisse, Entdeckungen, Hoffeste, Kriegsabenteuer, Hinrichtungen, Hexenprocesse, Räubergeschichten, Naturereignisse u. dgl. zu Wissen eines „curieusen“ Publicums brachten, oft geziert mit guten, häufiger mit abscheulich schlechten Holzschnitten. Die natürliche Abstammung dieser Wesen, „Newe Zeitungen“ oder „Relationen“ genannt, verweist uns tief ins Mittelalter zurück auf die „fahrenden Leute“. Sie waren die zu Papier und Druckerschwärze gewordenen Bänkelsänger und Spielleute; sie erzählten genau dasselbe, was früher der „Fahrende“ von Dorf zu Dorf und von Markt zu Markt colportirt hatte, Wichtiges und Kleinliches, Verbürgtes und Unverbürgtes, sie sprachen in demselben Tone zum Volke wie diese mittelalterlichen Homeriden, und verschmähten gar nicht selten die Prose, verselten lustig d'rauf los im Knittelvers, im rechten und schlechten Bänkelsängerton. Nichts als eine durch Gutenberg's Kunst und das Postwesen hervorgerufene Verbesserung der längstbekannten zweibeinigen Zeitungen waren sie ursprünglich, und der Anfang der — modernen Journalistik sind sie geworden. Ihre Heimath ist Deutschland.

Die älteste dieser Relationen — soweit wenigstens bis jetzt bekannt ist — stammt aus dem Jahre 1488 und ist aus der Druckerei des Hanns Winterburger in Wien hervorgegangen: „Vermerkt die Hofmähr aus dem Niederland“ ist sie betitelt und ist eine Art Beruhigungsbulletin an das Volk über die Lage des in Brüssel gefangenen Kaiser Max I. Ihr folgte in Wien, wie anderwärts, eine wahre Sündfluth von „Relationen“ und „newer Zeitungen“, im Wiener Volksmunde schlankweg die „Wiener Blattl“ genannt, scheckigsten Inhaltes,

von denen sich nur ein kümmerlicher Rest erhalten, deren eingehende Betrachtung übrigens mehr ermüden, als unterrichten würde. Eine kleine Auswahl verschiedener Zeitungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert wird hinreichen, um eine Vorstellung von der Art und dem Stoff- und Interessenkreise der damaligen Wiener Journalistik zu geben.

Eine der ältesten noch erhaltenen Zeitungen überhaupt ist die von dem Leichenbegängniß Kaiser Friedrichs III. im Jahre 1493; sie führt den sehr umständlichen Titel:

„Begencknus Kayserlicher Maiestät. Hienach volget die begenknus Kayserlicher mayestät So zu Wien beschehē ist Anno Domini 1493 An dem 7 tag Decembris, mit vigili Vnd am nechsten tag danach Als an dē tag des heiligen Bischoff nicolai mit selmessen vnd opfer Auch wie die maiestat des Romischē kunigs zu kierchen geritten in den kierchen gestanden vnd zu opfer gāgen ist. Wie die Romischñreichs Auch der K. M. Erblande baner helm vnd schilt getragē seind worden vnd durch welchen adel darzu wie vil kurfursten vnd fursten botschaft vnd auch prelaten dar pei gewesen seind Vnd dennach geschribē druck ist visitiert vñ verhort durch den K. M. reth Vnd gerecht vnd wo anders erfunden wird in geschrifft oder druck ist vngerecht. — Getruckt zu Wien durch Johansen Winterburg.“ [1])

Eine Art politische Zeitung ist folgende, nach dem Ereigniß zu schließen, aus dem Jahre 1515 stammende:

„Wo vnd wie Ro. Kay. Maiestat und die künig vm Hungarn, Polen uñ Peham zusamenkumen, und zu wiene eingeritten sendt.“

Einer späteren Zeit gehört folgende aus dem Italienischen übersetzte an:

„Kurtze Relation deß Verlauffs Wie es nach Eroberung der Stadt Leipzig biß zu ende der Feldschlacht, so den Sechzehenden Novembris dieses 1632 Jahres bey dem Städtl Lützen zwo Meil wegs von Leipzig gelegen beschehen in einem vnd dem andern zugangen: Allermassen solche Relation von dem von Ihr fürstl: Gn: dem Hertzogen zu Mechelburg abgeferttigten General Quartiermeistern Herrn Juliussen Diodati, in Wälscher Sprach vbergeben vnd in das Teutsche versetzet worden. Cum Licentia Superiorum. Gedruckt zu Wienn in Osterreich Bei Gregor Gelbhaar Hoffbuchdrucker.“

[1]) Die älteste Relation, welche R. Prutz (Geschichte des deutschen Journalismus, S. 100 f.) kennt und anführt, ist nur ein Leipziger Nachdruck unserer Wiener Zeitung.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß der dreißigjährige Krieg Veranlassung zu unzähligen Relationen wurde, auch in Wien, wenngleich der Schauplatz der späteren Ereignisse etwas entfernter lag. Wo jedoch keine Originalberichte zu bekommen waren, da halfen Nachdrucke und Uebersetzungen aus, wie wir eben gesehen.

Eine ergiebige Fundgrube für Zeitungsschreiber wurden besonders die öffentlichen Hinrichtungen, seit jeher ein Lieblingsgenuß der neugierigen Menge. So erschien im Jahre 1520 ein Blatt mit dem Titel:

„Ursach warumb der Widerteuffer Patron vnnd erster Anfenger Doctor Balthasar Hubmayr zu Wien auff den zehendten tag Martij Anno 1528 verbrennet sey. Datum zu Wien auf den 11. tag Martij Anno 1528."

R. Prutz kannte noch eine ältere Wiener Zeitung ähnlichen Inhaltes, die ich jedoch nicht auffinden konnte. Sie heißt:

„Ain neve Zeytung von den zweien Landtherrn vnd Bürgern vñ Wien wie sy der Fürst Ferdinandus hat lassen richtē in der Newenstat im Monat Augusti im jar 1522."

Eine große Zahl der erhaltenen Blättchen befaßt sich endlich mit seltenen, Schrecken erregenden Naturerscheinungen, wofür gleichfalls ein Beispiel folgen möge:

„Als man zalt nach Christi unsers lieben Herñ Gepurt M. D. X. X. im Jeñer sendt solich Erscheinung, Wie und an welchen Tagen auch stunden hie undten angezeigt wird zw Wieñ yn Östereich von menigklich gesehen worden. Gedruckt zw Wien durch Joansen Singriener."

Nach diesen dürren, langathmigen Ausführungen wird auch eine Probe einer gereimten Relation in ihrer unübertrefflichen, unfreiwilligen Komik einen versöhnlichen Abschluß und den noch fehlenden Zug zur Charakteristik der Relationen bieten.

Die in dramatischer Form (nach Art der Postreiter) einhergehende Zeitung behandelt den Abzug des türkischen Großveziers von Wien (1683). Das Gespräch eröffnet

„Der hinckende Bott.

„Großmächtigster Monarch / ich bin ein böser Bott /
Weil unser Mahomet uns stecken ließ in Noth
Vor Wien; er halff uns nicht / er ließ uns schimpflich schlagen
Und wie die Bestien zu allen Teufeln jagen."

Der „Groß-Vezier" erhebt nun eine reuige Selbstanklage, worauf ihm der „Türkische Kayser" die sehr kaiserliche Antwort ertheilt:

„Wo führt der Teufel Dich Du alte Hundf . . her?
Weißt Du nicht / daß ich Dich geschickt hab zu zerstöhren /
Die Wien-Stadt / und kommst doch zurück ohn mein Begehren /
Und flennst Du alte . . . / brummst zornig / wie ein Beer.
Wie bist Du alter Narr so keck? gedenkst Du Sklave nicht
Es sey umb Dich gethan? weil Du vil tapffer Männer
So jämmerlich erwürgt; schaff wider die Bekenner
Deß Mahomets; wo nicht / so kost's Dein Lebens-Liecht."

Der Großvezier erweckt hierauf nochmals Reu und Leid, wobei er sich alle Schuld auf Muhammed zu schieben erlaubt, und ein Muffti stimmt sodann folgenden Lobgesang auf den Propheten an:

„Zetter! Mordio! verfluchter Mahomet!
Du Teufels-Vogel! wie? veracht'st Du mein Gebet?
Der Teufel hat gewiß / wie er schon längst gewollt /
Von Mecha in die Höll Dich zu sich abgeholt.
Ich schwör bey meinem Bart / Dir kein Seel mehr zu geben /
Und wenn Du mir versprechst Dein warmes Freuden-Leben.
Ich will vor Diener Dir Speck lassen führen zu /
Den friß / und lasse uns ein andermal in Ruh.

rc. rc. rc.

Um jede Reflexion über den traurigen Stand der Wiener Presse von anno dazumal zu ersparen, wollen wir den Abstand von der gleichzeitigen französischen Presse durch einige Beispiele aus der gleichfalls gereimten „Gazette de Loret" kennzeichnen:

„Encore mercredy dernier
Un certain soldat tavernier,
Ainsi qu'il retournoit de garde,
Son fusil tira par mégarde,
Et donna dans le pectoral
De son malheureux carporal,
Qui comme d'un coup de tonnerre
En tomba roide-mort par terre."

oder: . . . . „hier au soir
Fût, avec grande mélodie
Récitée une comédie
Que Molière, d'un esprit pointu,
Avait composée in-promptù."

* * *

II. Zeitungsprivilege, Diarien, geschriebene Zeitungen, italienische Zeitungen, Posttäglicher Mercur. Die Censur.

Die Relationen zogen so ziemlich Alles in den Kreis ihrer Behandlung, was heute den Inhalt unserer Zeitungen ausmacht, Politik, locale Neuigkeiten, Gerichtssaal &c.; aber sie waren doch nur lose hingestreute Zeitungsnotizen, keine Zeitungen selbst.

Eine Aenderung trat ein, als das Privileg, Neuigkeiten durch den Druck zu verbreiten, in die Hände eines Einzigen, einiger weniger Personen überging. Geschäftliche Erwägungen veranlaßten jetzt den Herausgeber, den Zeitungsverlag rationeller zu betreiben — durch Sammlung und wiederholte Auflage. Es wurden mehrere Notizen in einem Blatte gesammelt, erst Nachrichten aus demselben Stoffkreise, dann solche buntesten Inhalts, und solche Blätter erschienen wiederholt, gleichfalls erst nur unregelmäßig, dann immer zu gewissen Zeiten, etwa jeden Posttag. Die damals schon bekannte Erscheinung der regelmäßig wiederkehrenden gedruckten Meßkataloge gab hierzu vielleicht das Vorbild ab. Wie man noch sehen wird, gehört die letzte Form, regelmäßige Blätter mit gemischtem Inhalt, einer viel späteren Zeit an, wie sich denn überhaupt der ganze Entwickelungsproceß, in Wien wenigstens, höchst langsam und mühselig vollzog. Die Relationen ältesten Schlages behaupteten sich dabei noch weit hinein ins 18. Jahrhundert, ja auf dem Gebiete der Sensationsprocesse u. dgl. sind sie auch heutzutage noch nicht ausgestorben.

Es läßt sich denken, daß sich über den Besitz des ältesten Zeitungsprivilegs und der ältesten periodischen Zeitung abermals der Streit der sieben Städte erhob: Antwerpen, Straßburg, Frankfurt a. M., Fulda, Hildesheim, Erfurt, Stettin stritten sich um die Ehre, die Vaterstadt dieses Homers zu sein; allein es ist wenigstens diesmal der berühmte Wiener Localpatriotismus nicht mit im Spiele, wenn wir dem bei der Rechnung vergessenen Wien die erste Stelle und das größte Anciennitätsrecht einräumen.

Bereits im Jahre 1540 wurde dem in der Geschichte seiner Kunst bedeutenden Drucker Hanns Singriener (Singrenius) in Wien das Privileg ertheilt „zur Veröffentlichung aller Novitäten, die den Staat betreffen," worunter allerdings nicht nur Zeitungen, sondern auch neu erlassene Patente, Verordnungen u. dgl. zu verstehen sind. Im Jahre 1615 schickte dann Hans Formica, gleichfalls in Wien, die erste periodische Zeitschrift, „die eingelangten wochentlichen Zeitungen und was denselben anhängig", in die Welt. Das Zeitungsprivileg, welches 1605 dem Abraham Verhoeven in Antwerpen ertheilt wurde, ist sonach ganze 65 Jahre jünger als das des Singriener; periodisch erschien dieses Blatt gar erst 1621, also um sechs Jahre später als die Zeitung des Wiener Formica, und etwas später als die letztere erschien auch das „wöchentliche Neuigkeitsblatt kraft Rathsprivilegs", das der Buchhändler Egenolph Emmel in Frankfurt a. M. begründete. Fulda und Hildesheim folgten erst 1619, Erfurt 1620, Leipzig (mit den „neueinlaufenden Kriegs- und Welthändeln", der heutigen „Leipziger Zeitung", sonach dem Nestor der noch erscheinenden Journale) 1660; England bekam seine erste Zeitung 1622, wenn nicht später, Holland 1626, Frankreich 1631, Schweden 1644, Rußland 1703 und Amerika 1704.

Wien war also die Wiege der modernen Presse, das bleibt unbestritten, aber es thut uns herzlich leid, nicht auch sagen zu können: Wien war eine gute Mutter, eine glückliche Erzieherin der Presse. Das war unsere Kaiserstadt nicht, ebensowenig wie das übrige Deutschland, welches nicht nur die ältesten Relationen besaß, sondern durch die speciell deutschen Errungenschaften der Buchdruckerkunst und des Postwesens auch die erste Möglichkeit für das Entstehen von Zeitungen gegeben hatte. Bis zu der eben erwähnten Epoche nun hält sich Wien immer en avant; allein, diese Zeitungen waren dadurch, daß sie gesammelt und periodisch erschienen, inhaltlich um nichts besser geworden, als früher die Relationen; sie waren nur ein Theil dessen, was wir heute unter Zeitung verstehen, der referirende Theil, wie ihr Name besagt. Der andere Theil, der reflectirende, oder wie wir uns jetzt ausdrücken, der Leitartikel, fehlte noch. In der Reformationszeit schien es fast, als wollte sich das Zeitungswesen auch nach dieser Seite hin vervollkommnen; die Relationen hörten auf, unparteiische Berichterstatter zu sein, sie warfen ihre epische Rolle hin, traten in den Kampf der Parteien, wurden Waffen im Kampfe und polemisirten und raisonnirten flott d'rauf los. Aber der Defect von dem Effecte war — ein Schisma zwischen Relationen und polemischen Flugschriften; es gab nur

referirende und nur raisonnirende Schriften, einen Körper und eine Seele, aber beide getrennt — und wieder keine Zeitung.

Allein auch innerhalb dieser durch den natürlichen Entwickelungsgang gezogenen Grenzen leistete Wien — wenig. Es soll hier nicht von dem rapiden Aufschwung der Journalistik in Frankreich und England die Rede sein; aber auch im übrigen Deutschland entstanden im Laufe des 17. Jahrhunderts allerorts Zeitungen, von denen sich viele bis auf heute oder doch bis auf die jüngste Gegenwart erhalten haben, wie die Oberpostamtszeitung oder die Leipziger Zeitung. Wien hat nichts dergleichen aufzuweisen; Formica's regelmäßige Zeitung scheint bald nach ihrem Entstehen eingegangen zu sein und der Nachfolger ließ nahezu 100 Jahre auf sich warten. Freilich an Relationen fehlte es nicht; nicht nur lose, auch gesammelte erschienen vom Beginn des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts in unabsehbarer Zahl. Die liebe Türkennoth, die Successionskriege u. a. wurden tüchtig ausgeschrotet, und man unterließ es auch nicht, jede kleine Bataille zu einer gloriosen Victorie aufzubauschen. Der journalistische Fortschritt, den diese Zeitungen, jetzt zumeist Diarien oder Ephemeriden genannt, zeigen, ist zunächst darin zu suchen, daß man jetzt nicht mehr einzelne Ereignisse, sondern eine Reihe solcher, wie sie sich innerhalb eines gewissen Zeitabschnittes abspielten, berichtete, in der Art eines Tagebuches, wie z. B.:

„Glaubwürdigstes Diarium und Beschreibung / dessen was Zeit währender Türckischer Belagerung der Kayserl. Haupt- und Residentz-Stadt Wien täglich vorgangen. Von einem Kayserl. Officier, so sich vom Anfang biß zum Ende darinnen befunden / warhafftig verzeichnet und zusammengetragen. Anno 1683."

Oder:

„Fernere Relation der grossen herrlichen Victori, Welche die Kayserl. Königl. Pohlnische / Chur-Bayerische / Chur-Sächsische / Franckische und andere Reichs-Völcker den 2—12 September 1683 Wider die grosse Türckische Armee / so annoch über 100000 Mañ starck gewesen / erhalten haben. Auß dem Türckisch-gewesenen / nunmehro aber Kayserl. Feld-Lager vor Wien / vom 3—13 Sept. st. n."

Viele dieser Diarien schwollen im Uebereifer so an, daß sie eine ganz ansehnliche Broschüre wurden, und daß den Relationen also dieselbe Gefahr drohte, wie früher den polemisirenden Flugblättern, daß sie sich den Zeitungscharakter entfremden könnten.

Regelmäßig wiederkehrend erschienen aber diese Diarien nicht. Die posttäglich fortgesetzten Diarien über den Gang der Ereignisse im Successionskrieg fanden bereits eine regelmäßige Zeitung vor, zu der sie als eine Art Extrablatt erschienen.

Neben diesen Diarien gab es noch in Wien im ganzen 17. und 18. Jahrhunderte geschriebene Zeitungen, die man aber nicht etwa mit Blättern von der Bedeutung der geschriebenen Fuggerischen Ordinari-Zeitungen in Augsburg vergleichen wolle. Die Wiener geschriebenen Zeitungen waren lichtscheues Gesindel, deren Force die schmutzigste Lästerchronik war — sonst nichts.

Aus dem Jahre 1683 endlich haben sich auch noch zwei italienische Zeitungen erhalten, die vermuthlich die ältesten fremdsprachlichen Zeitungen in Wien waren; der Titel der älteren lautet:

„Vera Relatione del Combattimento, e Vittoria ottenuto dall' Armi Cesaree e Polacche contro Turchi sotto Vienna. Vienna 15. Sebtembre 1683. Stampata in Vienna appresso Gio. Van Ghelen."

Eine regelmäßige Zeitung, die sich wenigstens einige Jahre hindurch hielt, bekam Wien erst etwas verspätet im Jahre 1703. Damals begründete die alte, noch nicht gar lange erloschene Firma der Familie van Ghelen den „Posttäglichen Mercurius, eine ganz besondere posttägliche Relation von den wichtigsten in Europa vorangegangenen Novellen mit curiosen Raisonnements und politischen Reflexionen untermenget, und den geneigten Neubegierigen zur beliebigen Vergnügung zusamben getragen." Dieses Blatt, welches elf Jahre hindurch an jedem Posttag, also jeden dritten bis vierten Tag, in ansehnlichem Umfang erschien, war im Grunde, wie es selbst gesteht, wieder nur eine Relation, d. h. mit den curiosen Raisonnements und politischen Reflexionen sah es wirklich „curios" aus, wenn nicht hier ein Lob und dort ein Anruf um Gottes Beistand als politische Reflexion passiren soll; aber der Mercur war doch wenigstens gut unterrichtet, sein Felleisen brachte Briefe aus aller Herren Länder, mitunter von Standespersonen, wie mir scheint, und, was nicht uninteressant ist, er brachte in jeder Nummer einen Commentar über die seinen Lesern etwa unbekannten Orts- und Personennamen und Fremdworte, was bekanntlich später zu eigenen Zeitungslexika führte, aus denen sich wieder unsere Conversationswörterbücher entwickelt haben.

Warum also mußte Wien bis 1703 auf ein Blatt warten, wie es anderwärts deren fast 100 Jahre früher gab? Es ist ja genugsam

bekannt, wie tief gerade in diesem Jahrhunderte das geistige Niveau in Deutschland überhaupt stand, wie die erste Hälfte des Jahrhunderts unter den Verwüstungsgreueln des großen Krieges, die zweite unter dessen traurigen Folgen darniederlag. Gerade das 17. Jahrhundert bietet auf keinem Gebiete geistigen Strebens ein viel trostreicheres Bild, und doppelt und dreifach soviel als das übrige Deutschland hatte speciell Wien zu leiden durch das mit allen Schrecken sich entladende osmanische Unwetter, durch das Jahr für Jahr wiederkehrende „große Sterben", und was der Himmel nur Schweres über eine Stadt verhängen kann. Solche Verhältnisse zeitigten wohl lose Blätter in Hauf, einer ruhigen Ausbildung waren sie nicht günstig. Während ferner in Deutschland die geistige Saat der Reformation aufging und Früchte trug, herrschte in Oesterreich die allmächtige Gegenreformation, welcher andere Dinge als die Presse am Herzen lagen. Die Censur, ein vom Vatican gegen kirchenfeindliche Bestrebungen erfundenes Repressivmittel, war seit Karl V. auch als Waffe gegen politische Freigeister und Ketzer in Gebrauch gekommen, und weil die wiederholten diesbezüglichen Reichstagsverfügungen der deutschen Kaiser in den übrigen Reichslanden nur wenig respectirt wurden, so wollten sie dieselben doch wenigstens in ihren Erbländern streng und unnachsichtlich durchgeführt wissen, und legten die Censur in die verläßlichen Hände der Jesuitenpatres. Während endlich in Deutschland viele Fürstenhäuser, wie die Herzoge von Braunschweig, die Landgrafen von Hessen u. A., die führende Rolle in dem Streben ihrer Zeit nach geistiger Neugeburt ergriffen, hatte sich das österreichische Herrscherhaus von den — allerdings herzlich elenden — Gemächten deutscher Literatur ab- und ganz der italienischen Literatur und Kunst zugewendet; das ist für unseren Fall um so schwerwiegender, als die Presse in ihrem damaligen Stande mehr noch eine literarische Gattung, denn eine selbstständige Erscheinung war.

Zu einem politischen Factor vollends wurden die Zeitungen erst durch die — Herrscher. Merkend, welche gewaltige Macht in dem bis dato noch ohnmächtigen Zeitungswesen schlummere, griffen sie doppelt in dessen Entwickelung maßgeblich ein; einmal, indem sie jedem Vorstoß gegen das kirchliche oder Staatsinteresse die bereits erwähnte Institution der Censur entgegensetzten; dann indem sie die Zeitungen dazu benutzten, gewisse Nachrichten in gewisser Form unter das Volk zu bringen, wie etwa heute durch Preßbureaux und officielle Correspondenzen, indem sie die Journalistik also zu einem Werkzeug ihrer Politik machten. Auf diese Weise entstanden noch im Laufe des 17. Jahrhunderts fast an

allen Höfen die sogenannten Staatszeitungen, die officiellen Organe.

Und Wien kam wieder eine kleine Weile später an die Reihe.

* *
*

III. Das Wienerische Diarium, die Wiener Zeitung und die politische Journalistik während der Preßfreiheit.

Am 8. August 1703 erschien in der Druckerei des Reichs-Hofbuchdruckers Joh. Bapt. Schönewetter das „Wienerische Diarium" das fortan wöchentlich zweimal in einem Bogen Quart beim „rothen Igel" unter den Tuchlauben zu kaufen war. Schönewetter's Privileg ging im Jahre 1721 auf Johann Pet. van Ghelen über und 1724 wurde zu Gunsten des Diariums der „Posttägliche Mercurius" eingestellt, dagegen das Wienerische Diarium durch einen mit der Regierung zunächst für drei Jahre geschlossenen Contract zum officiellen Organe, zur Staatszeitung erhoben, welche dann im Jahre 1780 den Namen „K. k. privilegirte Wiener Zeitung" annahm. Es ist dies dieselbe Wiener Zeitung, die noch heute täglich als officielles Organ erscheint.

Der posttägliche Mercurius und das Wienerische Diarium waren also Geschwisterkinder, von gleichem Alter und auch sonst zum verwechseln ähnlich. Das dort Gesagte gilt also auch vollinhaltlich hier: Nachrichten vom Hofe; auswärtige Correspondenzen; Kriegsberichte, trocken und steif, im schauderhaftesten Curialstil oder, wie das Diarium in seinem Programmartikel verspricht, „ohne einigen Oratorischen und Poëtischen Schminck, auch Vorurtheil". Neu kamen im Diarium hinzu: Listen über Geburts-, Vermählungs- und Sterbefälle; über den Fremdenverkehr; ferner schon von Anbeginn an Patente und Verordnungen; das Blatt war also wohl schon bei seiner Gründung zum Staatsorgane prädestinirt. Aber noch etwas Neues brachte das Diarium, etwas, das wir heute ganz unmöglich von einer Zeitung wegdenken können. Ganz unten, am Fuße der letzten Seite, finden sich nämlich schon in den ersten Nummern des Jahrganges 1703 kleine Avisos, worin der Verleger eine andere bei ihm erschienene Druckschrift ankündigt, dann wiederholen sich Ankündigungen einer und derselben Schrift; schon am 3. October 1703 rückt Schönewetter zur Empfehlung eines von ihm verlegten Buches die erste Notiz „von neuen Büchern" in die Spalten ein, und nun ging es rastlos weiter: zunächst kündigte

der Verleger nur seine Bücher an, dann kamen andere Buchbinder und Buchhändler daran — wohl kaum aus „purblanker Nächstenliebe“ — dann Unterrichts- und Geschäftsanzeigen aller Art, Kaufs- und Verkaufsanbote u. s. w. Die Zeitungsreclame war geschaffen und machte sich in den Achtzigerjahren fast mehr und aufdringlicher breit, als dies heutzutage der Fall ist. Verändert hat sich die Wiener Zeitung im Laufe des vorigen Jahrhundertes fast nur in Format und Typen; ihre Redeweise wurde mehr gebildet und seit den Sechzigerjahren findet sich mitunter eine gelehrte Notiz, ein meteorologischer Bericht o. dgl. in ihren Spalten. Das ist alles. Und auch bis heute hat sie ihren Charakter nicht geändert. Wenn man von der literarischen Vervollkommnung und dem Feuilleton — dessen Vater erst Girardin war — absieht, so giebt die Wiener Zeitung die klarste Vorstellung von einer zur höchsten Vollendung gelangten Relation, wie sie die Journalistik des 18. Jahrhunderts charakterisiren.

Lange Zeit blieb die Wiener Zeitung das einzige Blatt, der Inbegriff der gesammten journalistischen Production, in Wien. Vielleicht gab die Regierung kein Privileg für ein Concurrenzunternehmen — sahen wir doch, daß ein bereits durch Jahre bestehendes Blatt zu Gunsten des officiellen Organes aufgehoben wurde; hauptsächlich aber ist der Grund der Armuth an Zeitungen in dem Druck der Censur zu suchen, der jede freie Entfaltung der Journalistik im Keim erstickte. Unter Maria Theresia fand eine theilweise Besserung wenigstens insoferne statt, als die Censur den Jesuiten abgenommen und einer staatlichen Behörde unter van Swieten's Oberleitung, der Büchercensur-Hofcommission, übergeben wurde; im Uebrigen aber wurden alle Maßregeln eher noch strenger gehandhabt, und es genügt die Thatsache, daß Werke von Bodmer, Bürger, Jacobi, ja sogar Mendelssohn's frommer Phaedon am Index librorum prohibitorum stand, um sich einen Begriff von der Lage eines Schriftstellers zu machen. Diesem furchtbaren Alp, der auf den Geistern und Federn lastete, folgte nun plötzlich Joseph II. berühmtes Censurgesetz vom Jahre 1781. Mit der Censur wurden die Landesstellen betraut; diese bekamen die Weisung, Zeitungen und Zeitschriften nur flüchtig durchzusehen und ihnen das „Imprimatur“ womöglich nicht zu verweigern. Periodische Druckschriften sollten wegen einzelner anstößiger Nummern nicht mehr unterdrückt werden; gegen Confiscationen stand den Autoren die Berufung an die oberste Censurstelle, ja von dieser selbst an den Kaiser zu, und wurde dem Recurse stattgegeben,

so wurde der Beamte, welcher die Confiscation veranlaßt hatte, zu den Kosten verurtheilt. „Kritiken, wenn sie nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen nicht verboten werden.“

Man kann sich denken, wie auf eine solche Verordnung hin die Wiener Journalistik sich aufthat, um zunächst wenigstens quantitativ das Versäumte nachzuholen, was ihr qualitativ in so kurzer Frist, mehr aber noch aus anderen, außerhalb ihrer Sphäre liegenden Gründen nicht leicht möglich war. Noch im Jahre 1784 sagte das „Kreuzerblatt“ am Schlusse seines Programmartikels naiv, aber charakteristisch: „Man verhofft guten Erfolg, denn: können in London 30, warum sollen in Wien nicht **zwei** Tagesschriften nebeneinander leben und weben?“ Wien hat in den neun Jahren der Preßfreiheit mehr als dreißig Journale aufzuweisen, wenn es auch nur zum geringsten Theile Tagesblätter waren. Vor Allem erhielt begreiflicherweise die politische Journalistik einen kräftigen Zuwachs. Da erstand neben der Wiener Zeitung das Kreuzerblatt, die Wiener Ephemeriden, deren Chefredacteur Otto v. Gemmingen war, dann die Tagesblätter: „Auszug aller europäischen Zeitungen“, von Steinsberg redigirt, das „Tagebuch der wichtigsten Neuigkeiten“, das „Früh- und Abendblatt“ u. a.; auch an fremdsprachlichen Blättern bekam Wien zu der „Gazette de Vienne“, die schon seit 1759 bestand, noch zwei: die „Correspondence universelle“ von Grandmeuil — und das „Foglietto di Vienna“, von Dal Sasso redigirt.

Man würde jedoch einen großen Irrthum begehen, wenn man diese Blätter, die ich allerdings in Ermangelung eines anderen Namens „politische“ nannte, unserer heutigen Tagesjournalistik gleichstellen wollte. Es waren Neuigkeitsblätter localen, wohl auch politischen Charakters, von sehr verschiedenem Werthe, aber unverkenntlich demselben Kindheitsstadium der Presse angehörig, von dem nun schon im Uebermaß die Rede war. So natürlich und selbstverständlich es uns scheinen mag, daß sich — besonders bei vollständiger Meinungsfreiheit — unmittelbar an den Bericht einer politischen Thatsache die Reflexion darüber, das politische Raisonnement angeschlossen hätte, wie etwas organisch Untrennbares, früher nur Zurückgehaltenes — es war dennoch nicht so. Der Leitartikel entwickelte sich genau so selbstständig wie der berichtende Theil, und der Zusammenschluß der beiden getrennt marschirenden Hauptbestandtheile einer Zeitung vollzog sich endgültig

erst in der Mitte unseres Jahrhunderts. Wenigstens aber machen sich jetzt schon die Keime dieses zweiten Theiles bemerkbar, nicht in den Tagesblättern, wohl aber in Wochen- und Monatsschriften, in den Intelligenzblättern, wo gelegentlich oder — wie im „Patriotischen Blatt“ — ausschließlich das politische Essay gepflegt wurde. Da commentirte man Patente, die vor einem halben oder ganzen Jahr in Wirksamkeit getreten waren, machte Vorschläge in Schul-, Sanitäts- und Justizangelegenheiten, sprach über Toleranz und Straßenpflasterung, über Preßfreiheit und über den Trödlermarkt in der Judengasse, bunt durcheinander. Man sieht, wie wenig auch diese Kategorie den Namen politische Blätter verdient; die innere, noch mehr die äußere Politik war ihr eine terra incognita, von dem A und O aller journalistischen Praxis, von der Actualität hatte sie keine Ahnung. Immerhin liegt hier ein kleiner Fortschritt, denn bei der ersterwähnten Kategorie von Zeitungen, trotz der Preßfreiheit, von einem Fortschritt zu sprechen, wäre mehr als Schönfärberei. Die äußere Zwangsjacke war den Zeitungen freilich genommen, an der inneren Unfreiheit krankten sie weiter; der Inhalt war vielfach bloßer Abklatsch, und dann waren sie noch am besten, die Form war banal und ungebildet, die Herausgeber — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — unfähige Köpfe, das Publicum theilnahmslos, die Ausstattung jammervoll, der Preis für die Zeit meist zu hoch.

So kam es denn, daß mit dem Hofdecret vom 1. September 1790 — als der kurze Traum einer Preßfreiheit ausgeträumt war und sich die Censur auf ihrem kaltgewordenen Throne wieder breit und breiter machte — auch das Häuflein politischer Blätter bald verweht war, daß sich das politische Raisonnement ängstlich hinter, dem Volke unverständliche historische Essays verkriechen mußte, und daß an der Neige des Jahrhunderts, wie an dessen Beginn, die „Wiener Zeitung“ wieder mehr oder minder unbestritten und allein das Feld behauptete.

* * *

IV.

Die Wochenschriften, J. Richter und der Eipeldauer.

Es giebt aber doch eine Erscheinung, die mehr und besser als die politische Presse im Stande ist, die Journalistik des vorigen Jahrhunderts zu repräsentiren, wir meinen die literarischen Zeitungen.

Die gelehrten Zeitungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die aus den Acta eruditorum hervorgegangen und auch in Wien durch nicht wenige Blätter vertreten waren, seien hier nur dem Namen nach erwähnt; ins Volk sind diese Kinder des steifsten Gelehrtenthums ja niemals gedrungen. Wir wenden uns gleich einer anderen Gruppe zu, die von unschätzbarer Bedeutung für das gesellschaftliche und geistige Leben ihrer Zeit geworden sind — die sogenannten moralischen Wochenschriften.

Ihre Entstehung fällt ganz in den Beginn des 18. Jahrhunderts, ihre Wiege ist in England zu suchen. Dort gab der Verfasser des berühmten Robinson Crusoë, Defoë, und nach ihm Addison und Steele eine Reihe von Wochenblättern heraus, die als das Organ eines fingirten Clubs hingestellt wurden; die Mitglieder dieses Clubs, hinter deren Pseudonyme sich die Mitarbeiter verbargen, gaben in Form von Reden, Dialogen oder Briefen mit dem größten Freimuth ihre Meinungen über gesellschaftliche, religiöse, literarische Fragen hin, brachten Erzählungen moralischer Tendenz und kleine Gedichte, und wirkten in ihrer zugänglichen Art weit mehr auf die öffentliche Meinung und den Geschmack, als politische und gelehrte Zeitungen zusammengenommen. Besonders die literarische Kritik hat diesen Wochenschriften viel, wenn nicht Alles, zu danken, indem sie durch dieselben vom unfruchtbaren Gelehrtenpedantismus weg in das Fahrwasser einer praktisch nutzbaren Aesthetik gelenkt wurde. Die englischen Muster fanden bald in Deutschland Nachahmer, zunächst in Hamburg, das zu England in den nächsten Handelsbeziehungen stand, nach und nach fast in jeder größeren Stadt, und zu Ende des Jahrhunderts belief sich die Zahl der deutschen Wochenschriften auf ein halbes Tausend. Nur zwei seien hier als Muster ihrer Art genannt, die „Discurse der Maler", von Bodmer und Breitinger, und „Die vernünftigen Tadlerinnen", von Gottsched redigirt, der Wahlplatz, auf dem die denkwürdige Literaturfehde zwischen Gottsched und den Schweizern ausgefochten wurde.

Leider fand auch wieder diese journalistische Form erst recht spät Eingang in Wien, allerdings um dann etwas länger nachzuhalten als anderwärts. Im Jahre 1759 kam ein junger begabter Sachse nach Wien und trat hier als Corrector in die Trattner'sche Buchdruckerei — Christian Gottlob Klemm, nachmals einer der literarisch bedeutendsten Männer der theresianischen Epoche. Die nahen Beziehungen zu Trattner, genügende Kenntniß des deutschen Zeitungswesens, die er sich in Frankfurt a. M. und Jena erworben hatte, und endlich der Geist der Aufklärung, den er aus seiner Heimath mitgebracht hatte, bewogen ihn,

1762 die erste Wochenschrift in Wien im Sinne Addison's und Steele's, „Die Welt", herauszugeben, der er dann nacheinander noch vier andere („Der österreichische Patriot" 1764, „Wider die Langweile" 1767, „Das Wiener Allerlei" 1767, Dramaturgie Literatur und Sitten" 1769) folgen ließ. Bald darauf machte sich auch der Reigenführer der Wiener Aufklärung, Sonnenfels (mit den Wochenschriften: „Der Vertraute" 1765, „Der Mann ohne Vorurtheil" 1765, „Das weibliche Orakel" 1767, „Eleonora und Theresea" 1767 ꝛc.), sowie die gleichstrebenden Geister Born, de Lucca, Riedl, J. Richter, Hofmann, später Blumauer, Alxinger, Schreyvogel u. n. v. A. die bald modern gewordene, ebenso bequeme wie beliebte Form der Wochenschriften zu Nutze, um damit ihre aufklärerischen Tendenzen auf allen Gebieten geltend zu machen. Nahezu ein halbes Hundert Wochenschriften verschiedensten Inhaltes erschienen in Wien allein bis etwa zum Jahre 1790, auf die ich umsoweniger näher einzugehen brauche, als ja speciell darüber bereits eine reiche Literatur existirt. [1])

Größer aber noch als ihre Zahl war der Kreis, aus dem sie die Gegenstände ihrer Betrachtungen holten; sie sprachen wirklich de rebus omnibus et quibusdam aliis. Hier wurde gegen den Hexen- und Wunderglauben, gegen Jesuiten und Mönchsmoral gedonnert, natürlich immer hübsch vorsichtig, hier wurden die Albernheiten und Uebelstände der Gesellschaft gegeißelt, natürliches Recht und natürliche Religion, Aufklärung und Toleranz gepredigt, alles, alles, Literatur, Theater, Kunst, Musik, ja selbst die Predigten der Kritik unterzogen und auf allen Linien: Reformen, Reformen! gerufen. Wenn man nur erwägt, was da alles in den Kreis der Besprechung gezogen wurde, wie viele gesellschaftliche und literarische Reformen gerade durch die Wochenschriften, ja fast ausschließlich durch sie angeregt und veranlaßt wurden, wenn man bedenkt, daß vor und nach den Jahren der kurzen Preßfreiheit gerade die Wochenschriften es waren, die mehr zwischen als in den Zeilen auch der verpönten Politik ein Asyl gewährten, wenn man dabei ihren wahrhaft aufklärenden Geist kennt, der nicht blos die Neugier des Volkes zu befriedigen, sondern auch eine reiche Gedankensaat auszustreuen bemüht war — dann kann man den Wochenschriften eine hohe journalistische Bedeutung nicht absprechen.

---

[1]) Mühlberg, Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, ist vor Allem zu nennen.

Daneben sind die Wochenschriften auch noch nach einer anderen Seite hin für die Entwickelung der Wiener Journalistik bedeutend geworden. Anfangs war eine Wochenschrift zumeist ein Wunder von Vielseitigkeit, ein Passepartout für Alles, wonach ein aufklärerisch Gemüth nur verlangte, mit der Zeit aber mußte Arbeitstheilung eintreten, jedes Blatt mußte sein Stoffgebiet in größerem oder geringerem Umkreise abgrenzen: so gab es bald in Wien neben dem bereits erwähnten dramaturgisch-literarischen Wochenblatte Klemm's ein anderes literarisches Blatt, die beliebten „Literarischen Monate", welche Joseph Riedl zum Redacteur, Denis, Mastalier, Retzer, Alxinger zu Mitarbeitern hatten, sowie zwei Theaterjournale (die „Historisch-kritische Theaterchronik von Wien" 1774 und das „Kritische Theaterjournal von Wien" 1788 und 1789; ersteres Blatt soll nicht viel werth gewesen sein, ist aber die älteste Wiener Theaterzeitung); mehr der wissenschaftlichen und gelehrten Kritik war die „Realzeitung" bestimmt,[1]) damals das sachlich und formell entschieden vollendetste, gediegenste und feinste Wiener Blatt, dessen Redaction durch die bedeutendsten Namen des geistigen Wien abwechselnd repräsentirt wurde: Born, Klemm, Sonnenfels, Riedl und zuletzt Blumauer; ferner gab es eine Musikzeitung, „Der musikalische Dilettant"; eine theologische, die gefürchteten Predigerkritiken Hoffmann's, die enormen Staub aufwirbelten und den Redacteur in eine heftige Zeitungsfehde verwickelten, zahlreiche Wochenschriften, die nur der Unterhaltung gewidmet waren, zwei Jugendblätter und ein Witzblatt, „Der Spaßvogel"; alle die genannten Blätter waren Wochenschriften. Außerdem ging ihre Form auch auf zahlreiche Blätter über, die nicht mehr wöchentlich erschienen gleich wie die erwähnten Zeitungen, aber eine scharf abgegrenzte Interessenzone hatten. Und so sehen wir also gerade aus den Wochenschriften in Wien alle jene Nebenzweige der Journalistik hervorgehen, die nicht politisch, aber doch von gleich hoher Bedeutung sind: die literarisch-kritischen, die Theater- und Musikzeitungen, die Special- und Fach-

---

[1]) Die „k. k. allergnädigst privilegierte Realzeitung der Wissenschaften, Künste und Commerzien" erschien seit 9. November 1770 als Organ des Kurtzböck'schen „Comptoirs der Künste, Wissenschaften und Commerzien", einer Art literarisch-commerziellen Informationsbureaux. Die Realzeitung war sonach das erste Blatt, welches auch finanzielle Artikel brachte; seit 1780 brachte sie nur noch Kunst- und literarische Nachrichten. 1786 ging sie ein.

organe, die belletristischen und Unterhaltungsblätter bis zu den Jugend- und Witzblättern.[1])

Ein Blatt, welches sich unverkennbar an die Wochenschriften anlehnt und der Vater der Wiener Witzblätter genannt zu werden verdient, mag zum Schlusse noch einer eingehenderen Betrachtung gewürdigt werden; es sind die „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kagran über die Wienstadt", ein Blatt, das 1785 von Joseph Richter gegründet wurde und sich mit kurzen Unterbrechungen in den Jahren 1797 und 1802 bis zum Jahr 1813 hielt. Richter war vielleicht der einzige echte und rechte Journalist des vorigen Jahrhunderts, ein Mann der weitgehendsten Connaissancen und der feinen Welt, und auch wieder ein Mann des Volkes, ein echtes Wiener Kind, gleich scharfblickend wie vielseitig gebildet, ernst oder witzig, wie es der Moment erheischte, als Schriftsteller fruchtbar wie Hekuba, wegen seiner Actualität viel gelesen zu seiner Zeit und ebenso rasch vergessen im nächsten Augenblick. Er hatte Philosophie studirt, war dann zum Geschäftsstande übergetreten, warf aber später die Wissenschaft wie den Handel über Bord und widmete sich ausschließlich der Schriftstellerei, wobei ihm seine Sprachenkenntnisse und sein wiederholter Aufenthalt in Paris sehr zu Gute kamen. Er war Mitarbeiter der „Realzeitung", 1783 bis 1784 gab er ein tägliches Unterhaltungsblatt, „Die Brieftasche", heraus und vom Jahre 1785 bis an sein Ende 1813 war er der Hauptmacher der „Eipeldauer-Briefe". Seine bedeutendsten Mitarbeiter waren Gewey, der unübertroffene Meister des Wiener Dialektes, dann Gleich, der Schwiegervater Raimund's, Bäuerle, der Volksschriftsteller und Herausgeber der „Wiener Theaterzeitung", auch politischer Dilettant weniger rühmlichen Angedenkens, und zuletzt noch A. Langer, der später im „Hans Jörgel" dem endgültig dahingeschiedenen Eipeldauer einen — kaum ebenbürtigen — Nachfolger erweckte. Welche Gemeinde illustrer Witzvögel aus der lachseligsten Wienerzeit! In der Person eines Eipeldauer Bauernjungen, der getreulich seine Erlebnisse in der Großstadt seinem Kagraner Herrn Vetter berichtet, lassen die Mit-

[1]) Nach einer beiläufigen Zählung, die allerdings aus naheliegenden Gründen keinen Anspruch auf Genauigkeit machen kann, gab es im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Wien an Fach- und Specialzeitungen: Literarische und kunstgelehrte Kritik 8, Theologie 4, Oekonomie 3, Medicin 2, Rechts- und Staatswissenschaft 2, Philosophie, Pädagogik u. dgl. 2, Freimaurerthum 2, Theater 2, Musik 1.

arbeiter ein wahres Unwetter von Laune, Ironie und Satire über die Verkehrtheiten, Uebelstände und Lächerlichkeiten der lieben Vaterstadt niederprasseln; die Geschmacksverirrung und Großmannsucht wird gegeißelt, die Irr- und Abwege des Theaters werden verhöhnt, und auch von einer erstaunlich freien Sprache in politicis, einem Gebiete, dem damals alles scheu aus dem Wege ging, ja selbst vor einer Besprechung der so kitzlichen Jacobinerfrage, scheuten sie gar nicht zurück. Der Briefwechsel des schreibseligen Kauzes ist außerdem nach dem Muster der alten Staatszeitungen mit einem fortlaufenden Commentar versehen, worin ein Wiener Bürger seine Vaterstadt gegen die ungerechten Klagen des albernen Eipeldauers in Schutz nimmt, natürlich nur um die Geschichte noch — viel ärger zu machen. Beklagt sich z. B. der Eipeldauer über die mangelhafte Beleuchtung der Vorstädte, so findet der Wiener dies ja ganz natürlich: denn wenn man da draußen auch noch Laternen hinstellen wollte, wodurch würde sich denn dann die Stadt von der Vorstadt unterscheiden? Einfältiger Eipeldauer!

Diese Zeitung macht von der Journalistik ihrer Zeit, von der rührenden Unbeholfenheit, dem Kinderlallen und der trostlosen Geistesdürre wirklich eine rühmliche Ausnahme, ihr nieversiegender Humor macht sie noch heute zu einer angenehmen — freilich nur von Wenigen gekannten — Lectüre. Da kann man, wie nicht leicht irgendwo anders, die ewig gute Laune bewundern, mit der der Wiener alle Uebel hinwegscherzt, man kann die ergötzlichen Fremdwörter belachen, welche dem „Krumben Franz“ als Sprachschule gedient haben konnten, man freut sich des kühnen Freimuthes oder versenkt sich in das idyllische Bild von dem Leben und Treiben unserer Väter vor hundert Jahren, das, mit gewissenhafter Feinheit und liebenswürdiger Unverblümtheit gemalt, hier an uns vorüberzieht; man liest wie in einem guten Volksbuche, umsomehr, als in der consequent sich entwickelnden Geschichte des Eipeldauers eine gewisse epische Einheit zwischen den 25 Jahrgängen der Zeitung hergestellt ist.

Mit den Eipeldauer-Briefen haben wir die Scheide des Jahrhunderts und damit die uns gesetzte Grenze überschritten; wir begegneten zuletzt einem Manne, der einer noch nicht allzu lange entschwundenen Gegenwart angehörte. In der That ist das Jahr 1800 nicht die natürliche Marke, welche das Ende der eben geschilderten Epoche der Säuglings- und Kinderjahre der Wiener Journalistik bezeichnet. Abgesehen von einigen numerischen und formellen Errungenschaften, sowie von dem Erstehen einiger journalistischer Nebenzweige brachte

das neue Jahrhundert nichts Neues. Erst als vor dem Sturm und Drang des Umschwungjahres 1848 das alte Regime sammt der Censur zu Grabe ging, als vor allen constitutionellen Forderungen auch der Ruf nach Preßfreiheit in den Straßen Wiens hallte und wiederhallte, da brach eine neue, wenn auch kurze Aera der Wiener Journalistik herein, die man etwa die Flegeljahre nennen könnte. Wohl aber vollzogen sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sowohl innerhalb als außerhalb der Journalistik alle jene Wandlungen, welche den Proceß des Jahres 1848 und auch alle die Eigenthümlichkeiten der Wiener journalistischen Schule von heute vorbereiteten. Eine so weitgehende Untersuchung liegt aber außerhalb des Zweckes dieser Zeilen, welche weiter nichts sollten als einiges Licht verbreiten über die Genesis einer uns alle Tage umgebenden Erscheinung, deren Entwickelungsgeschichte so gut wie in völliges Dunkel gehüllt war.

Oberösterreichische Dialektdichter.

Eine Skizze von Ernst Keiter.

Vielleicht kein anderes Land unserer Monarchie ist so reich an Liedern des Volkes, so reich an Dialektdichtungen und Dialektdichtern, wie das Land, welches sich gartengleich zwischen Inn und Enns ausbreitet, wie Oberösterreich. Uralte Bräuche und uralte Sitten leben noch heute im Volke dieses herrlichen Landes fort und der echtdeutsche Volksstamm, welcher in den fruchtbaren Thälern und auf den Bergen wohnt, hat sich manche altdeutsche Sprachkleinodien unverfälscht bewahrt. Bis ins heidnische Germanenthum zurück reichen einzelne ihrer Sitten und Bräuche, und die Gabe der Dichtkunst ist nicht das letzte Geschenk, das diesem biederen Volke in die Wiege gelegt ward. Der Liederquell ist demselben stets so reichlich geflossen, wie die vielen Bergwasser munter in die Thäler rieseln, wie die Bächlein murmeln, wie die Bäume der Wälder flüstern und rauschen. Wahre Schätze der mundartlichen Dichtkunst sind verborgen in den Thälern und Dörfern, und fast jede einzelne Gegend besitzt ihren Dichter, der hervorgegangen ist aus dem Volke dieser Gegend, der die Eigenthümlichkeiten, das Leben und Lieben seiner engeren Landsleute, seiner Dörfler, treu und lebenswahr gezeichnet hat und der in Liedern und schildernden Dichtungen, in Ernst und Scherz, sein Volk und seine Epoche im Spiegelbilde festhielt. Aber bis vor ganz kurzer Zeit waren die einzelnen Dichter, ihre Dichtungen meist nur in den Gegenden bekannt, wo jene lebten und auch da häufig nur in engeren Kreisen, im Allgemeinen wußte man blutwenig von diesen heimathlichen Poeten und Poesien, namentlich wußte die Jugend und das Landvolk nicht viel von ihnen.

War dann der in diesem oder jenem Thale lebende Dichter heimgegangen zur ewigen Ruhe, so waren vielleicht auch seine Lieder und Dichtungen bald wieder verschwunden und vergessen im Volke seiner Heimath.

Am meisten von allen oberösterreichischen Dialektdichtern war unstreitig der Franzl von Großpiesenham, Franz Stelzhamer, im Lande bekannt, der mit seinen Liedern und Gesängen umherwanderte von einem Ende Oberösterreichs bis zum anderen und mit seinen zumeist classischen Dichtungen das Volk begeisterte und beglückte. Doch selbst Stelzhamer's Lieder waren nicht überall im Lande bekannt geworden, obgleich er sein eigener Apostel gewesen ist, geschweige denn, daß man im Volke Kenntniß hatte von den anderen zahlreichen Poeten, die in längstvergangener oder halbvergangener Zeit im „Landl" gedichtet und gesungen.

Da traten in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre drei wackere Söhne Oberösterreichs, die selbst Dialektdichter sind, die Herren Dr. H. Zötl, Dr. A. Matosch und H. Commenda, zusammen zur Gründung eines Bundes, den sie „Stelzhamer-Bund" nannten, weil sie beabsichtigten, in erster Linie die unvergleichlich schönen Dichtungen dieses Poeten in weitesten Volkskreisen einzuführen. Der Anfang des Wirkens dieses kleinen Bundes wurde damit gemacht, daß die Herren das immer mehr und mehr in Verfall gerathende Geburtshaus Stelzhamer's wieder herstellen ließen. „Diese kleine Liebesthat," wie Dr. H. Zötl mir in einem liebenswürdigen Briefchen schreibt, „trug gar bald schöne Früchte; denn in uns war rasch der Gedanke erwacht und zur That geworden, daß wir nicht nur Stelzhamer's Gedichte dem großen Volke der Heimath innig vertraut machen, sondern auch das Beste der übrigen oberösterreichischen Dialektdichter sammeln und, versehen mit dem Originalnotentext der Gesänge, in zwanglos erscheinenden Büchern herausgeben sollen. Ohne buchhändlerische Beihülfe und ohne Reclame beabsichtigten wir, die weniger oder gar nicht gekannten vaterländischen Volksdichter vorzuführen" ... „Wir wollten," heißt es da noch, „durch Pflege des Gemüthes auf dem Wege der Verbreitung dieser volksmäßigen heimathlichen Dichtungen und Lieder in Verbindung mit entsprechender geistiger Anregung durch gemeinverständliche Vorträge in unserem durch die verschiedenen Hetzereien vielfach getrübten Volksleben, insbesondere auf dem Lande, bessere Zustände anbahnen ...."

Als das Kleeblatt des „Stelzhamer-Bundes" im Jahre 1885 daran ging, das erste Buch, einen stattlichen Sammelband mit Bildern und

Noten, erscheinen zu lassen, da baten die Herren den Referenten in Schulangelegenheiten im Landesausschusse zu Linz um seine Unterstützung. Der aber lachte ihnen geradezu ins Gesicht und meinte, daß sie auch nicht 50 Exemplare dieses Werkes absetzen werden. Aber es ging besser als man selbst mit dem rosigsten Optimismus hoffen durfte. Der Band wurde in einer Auflage von 2000 Exemplaren gedruckt und war — ohne Buchhandlung und ohne Zeitungsreclame — bald vergriffen. Einer nothwendig gewordenen zweiten Auflage, die ebenso schön ausgestattet ist, folgten ein Band „Bilder aus dem oberösterreichischen Volksleben“ von Norbert Purschka (mit dem Porträt des Dichters) und ein Band „Bilder aus dem Natur- und Volksleben der oberösterreichischen Alpen“ von Anton Schosser und Joseph Moser (mit Porträts und Ansichten der Heimathsorte der Poeten), dann eine Schülerausgabe vom ersten Bande, welche vom oberösterreichischen Landesschulrathe als Lectüre für reifere Schüler empfohlen wurde, und ein Separatabdruck der „Liadá und Gsángl“ (mit Noten). Im Ganzen erschienen diese heimathlichen Werke bisher in 15.000 Exemplaren, und wurden dieselben bis auf einige hundert Stück im Selbstverlage und Selbstvertriebe auch leicht und glücklich abgesetzt. Dr. Zötl schreibt mir zu diesen Daten: „Das Buch muß gut und äußerst billig sein, soll es in alle Schichten eindringen, und darum wird von uns aus auch alle Arbeit unentgeltlich geleistet; bleibt etwas übrig, so wird es wieder als Grundstock zu weiteren Arbeiten verwendet . . .“

Diese Erfolge sind aber auch zum großen Theile nur möglich gewesen durch die ganz besondere Art des Vertriebes und auch durch die rege Mithülfe der Lehrerschaft im ganzen Lande.

Da werden in den Wintermonaten in Märkten und Dörfern sogenannte „Heimathliche Abende“ veranstaltet mit Vorträgen in Wort, Gesang und Zitherspiel aus diesen Büchern. Alt und Jung findet sich da ein und lauscht den Worten des Redners, der in populärer Weise über das Leben des einen oder anderen vaterländischen Volksdichters in anschaulicher Weise erzählt, aus dessen Gedichten vorträgt und dann bei Zitherbegleitung einzelne Lieder von mehreren Burschen und Mädchen oder nur von Einzelnen von ihnen singen läßt. Solche „Abende“ werden dann immer gewissermaßen zu einem Fest, das nachhaltig fortwirkt im Gemüthe und im Herzen der Dörfler. Da leuchten die Augen der Männer und Weiber, der Dirndeln und „Buben“, wenn die süßen Klänge der Zither anheben und wenn die innigen Lieder ertönen. Und Manche, die in der ersten Zeit diesen wahren Volks-

abenden noch ferne blieben, vielleicht im Wirthshause reichlich dem Trunke zusprachen, oder dort lärmten und stritten, die hochmüthig schmunzelten über diese „g'studirten" Versammlungen, die sind heute die treuesten Anhänger der „Heimathlichen Abende" und die eifrigsten freiwilligen Colporteure für den Vertrieb der Bücher. Fast möchte man sagen, daß diese „Abende" schon sichtlich ihre Früchte im Lande getragen haben; denn wo dieselben fest eingebürgert sind, dort ist das geistige Leben der Bewohner bereits ein anderes, dort steht es auf einer höheren Stufe als zuvor, dort ist der Gesichtskreis der Dörfler ein weiterer, ihr Gemüthsleben ein wärmeres, ihr Herz ein edleres . . .

Die einzelnen Volksdichter der Heimath werden ihnen nach und nach vertraut, deren Lieder und Dichtungen gehen gleichsam in ihr Fleisch und Blut über, das Leben und Wirken dieser Poeten schwebt ihnen im Geiste lebendig vor, und mancher schöne Zug, manche Erinnerung aus den Lebensschicksalen ihrer heimischen Dichter belebt und erfrischt ihre Sinne . . . Aber nicht nur der Stelzhamer Franzl in seiner Lodenjoppe, mit den langen gebleichten Haarsträhnen des Jupiterhauptes und dem großen Vollbarte, mit dem kleinen Lodenhütel und dem kleinen Wanderränzel, wie er durch die Thäler schritt, lebt ihnen wieder auf in ihrem Geiste, wenn seine herzlichen Gesänge ertönen, sondern auch andere, halb- und ganz vergessene Poeten erscheinen vor dem inneren Auge, vor der Seele der Dorfbewohner . . .

Am 29. November 1802 war Stelzhamer als das Kind eines Kleinbauern in Großpiesenham (Pfarre Schildorn bei Ried) geboren, und da sich schon frühzeitig eine ungewöhnlich geistige Begabung an dem Knaben zeigte, so wurde er an das Gymnasium in Salzburg geschickt. Nach Absolvirung desselben ging er auf die Universität Graz, dann nach Wien. Doch es lebte in ihm der unruhevolle Geist des echten Poeten, der Wandertrieb des Freien, der ihn zu keinem geregelten Erwerb kommen ließ. Ziellos schwankte er dahin und dorthin und als seine mundartlichen Dichtungen den verdienten großen Beifall fanden, entschloß er sich, sein Leben ganz der Dichtkunst zu weihen und seine persönliche Freiheit an keinen sicheren Beruf „zu verkaufen". In einer der Biographien des Dichters lesen wir: Und er wagte „den löbnsgfahrlign Lauf durch d'Hungahoad," wie er selbst sagte.

Zwischen Wien und München gehörte das Land unserem Dichter; er hielt Vorträge aus seinen Dichtungen im Dialekt und in der Schriftsprache. Mit dem Stab in der Hand zog er die Kreuz und Quer in den Bergländern einher, saß bald am reich gedeckten Tisch eines

begüterten Verehrers wie ein kleiner Fürst, bald wieder draußen in einem Dorfwirthshause, auf der Kegelstatt mitten d'rin zwischen lustigen Burschen, bei vollen Krügen, seine Lieder singend zum Klange der Zither und seine „G'sangln“ recitirend . . . 1845 hatte er sich verheirathet und in Ried niedergelassen, 1852 siedelte er sich in Salzburg an, 1856 verlor er sein Weib durch den Tod.

„Er war kinderloser Wittwer und neuerdings hatte er kein Heim,“ heißt es in einer seiner Lebensbeschreibungen. „Das Alter war da, die Kraft drohte zu erlahmen, und noch immer rang der Dichter den Kampf mit der Noth. Da stellte sich endlich jene Hülfe ein, auf welche er längst vergeblich gehofft hatte, als auf den wohlverdienten Lohn seiner brotlosen Kunst. Der oberösterreichische Landtag und das Ministerium bewilligten ihm jährliche Unterstützungen, durch welche er drückender Sorge enthoben wurde.“ Nachdem er 1868 eine zweite Ehe eingegangen war, aus welcher zwei Kinder stammen, beschloß er sein Leben am 14. Juli 1874 zu Hendorf bei Seekirchen in Oberösterreich.

In einer Reihe von Editionen sind seine Dichtungen in ob der ennsischer Volksmundart erschienen. Mit Recht wird Stelzhamer der Classiker unter den Dialektdichtern nicht nur Oberösterreichs, sondern Süddeutschlands überhaupt genannt. Er ist unstreitig der erste mundartliche Dichter, der im Reiche der süddeutschen Berglande gelebt hat. Ein Literarhistoriker hat geschrieben, „daß Gewaltigeres in der gesammten mundartlichen Literatur Deutschlands nicht zu finden sei, als unseres Dichters „Königin Noth“ oder „'s Mährl von Taod“, als sein „Áhnl“, und daß frischer und witziger nie gesungen wurde, als in Stelzhamer's Liedern.“ Seine Sprache zeigt uns die wunderbare Kunst, die Meisterschaft, mit der er das Wort beherrschte, und in das Leben, in das Denken und Dichten des oberösterreichischen Bauernvolkes, in das geheimste Empfinden und Fühlen seiner Landsleute war er eingedrungen, wie wohl kein anderer Dichter im Lande zwischen dem Inn und der Enns . . .

Wenn er seine Bauern schilderte, zeichnete, so standen sie plastisch kernig und lebendig da und jeder kleinste Zug dieser Zeichnung zeigte ihr innerstes seelisches Thun und Schaffen. Stelzhamer war dann wieder durch und durch selbst ein Bauer, der Typus, das Prototyp eines Bauernmenschen aus den oberösterreichischen Marken. Die Sprache des Dichters ist die urwüchsige bäuerliche Mundart am Nordabhange des Hausrucks, seiner engeren Heimath. Und kein Poet hat ihn darin bisher übertroffen. Auf seine größeren epischen Dichtungen: „Dá

Soldadnvödá", „D'Áhnl", „'s Máhrl von Taod" und „Königin Noth" kann hier leider nicht weiter eingegangen werden; sie sind mit der ganzen Genialität, welche dem Dichter eigen war, entworfen und concipirt und bringen Charakter- und Sittenschilderungen, wie sie nie einem Volke geschrieben wurden. Um aber Jenen, die Stelzhamer nicht kennen, doch einigermaßen einen Begriff zu geben von seiner kleinen mundartlichen Dichtung, mag an dieser Stelle ein und das andere „G'sangl" angeführt werden.

Eine tiefe Innigkeit, eine unendliche Liebe zur Mutter, die sein Alles war — die echte Mutter eines Dichters —, prägt sich in dem Gedichte „Mein Müaderl" aus in jeder Zeile, ja, in jedem Worte klingt die Herzenssaite des Poeten wider. Er singt:

„I mag wiadáwöll sein,
I mag wiadáwöll wern,
Mein Müaderl, dös alt,
Hat mi denná nu gern.

'n Müadán eahn Herz
Is án ewigá Brunn,
Und so warm geht's dávan,
Wir in Mai vo dá Sunn.

Mein Vadá hat greint
Und hat gsoat: Jatz máschir!
Vo dá Nacht hat má d'Muadá
Wiedá áfthan dö Thür.

Mein Vadá hat gsoat,
Dáß á nix meh hegát;[1])
Mein Müaderl, dös alt,
Hat sán Kiderl umdráht,

Und in Kidelsack stöckt,
Is 's nöt viel, is 's á weng,
Abá öbbás is dringstöckt,
So lang i nu denk.

Aft hats más in d'Händ druckt
Mit woanádn Augn
Und hat gsoat: Bfüat di Gott, Franz,
Ás wird dá schan taugn.

---

[1]) Hergiebt.

Ga guat wiads dá taugn,
Und i bitt di, sá bráv;
Áf má Göbn derfst vágößn,
Áf d'Lehrn denk áf.

Was i gsoat han, denk áf;
Stöll ja 's Betn nöt ein,
Und i wir dá schan beten,
Dáß d' glückli sollst sein.

Und die Mutter ermahnt den Sohn brav zu sein,
„Dáß nix áfkemmá thuat."

Denn kundbar wird alls,
Wanns d'ás thuast nu so ghoam,
Bal voráth't di á Vödá
Und bal dö nächst Moahm.

Und voráth't di koan Vödá,
Wann d' Moahmán nix sagn,
Gát schan andáne[1]) Leut,
Dö dö Botschaft hoamtragn.

Kundbar wird alls,
Wann más nu so ghoam thuat,
Heut voráth't oan'n dá Stiefel
Und moring dá Huat.

Dö Köglstad grath,[2])
Und wo's tanzn, dáß's staubt,
Dö zwoa Plätz ham dá 's Geld
Schan dös mehrástá graubt.

Bfüat di Gott! Bfüat di Gott!
Und kehr halt wieda um,
Wann dá 's Ertl ganz ausgeht
Und 's Anbändeltrum.[3])

Und hán má schan gstoribn
Und steht nixö meh
Áf dá Welt von dán'n Öltán
Was Taodnkreuz in d' Heh:

So knia di halt hin, Franz,
Und bet is án Eicht,
Dáß is denná dá Herrgott
n' Himmel voleicht.[4])

---

[1]) Giebt schon andere. [2]) Meide. [3]) Wenn du nichts mehr zum Anstückeln hast. [4]) Verleiht.

Was d' hast, das woaßt eh,
Und wos is, dasl á:
In dá graoßbleamten Druhá
Von Kámerl hibá.

Zwen Dichát, drei Pölstá,
Aft Lárichá[1]) beit,[2])
Däi dás denigá[3]) recht sag,
Du zigst ás áf d' Leut.[4])

Mein, i lög dárs schan z'samm
Und á Zöderl[5]) dázua,
Wann i allsgfáhr,[6]) ehst[7]) hoamkimmst,
In d' Ewigkeit mua.[8])

Um koan Geld derfst nöt suachá,
Du suachst umásis;[9])
Botracht ná dein Schicksal,
Aft woaßt schan, wos is.

Und iatz geh in Gottsnam!
Und schau nu ámal z'ruck,
Ehst di aui= und aidráhst
Übán Hausruck.[10])

Á sodl[11]) hats gsoat,
Aft habn már á Weil gwoant,
Ja, wer wird denn nöt woan'n,
Wanns oans ga so guat moant.

Und wann i mi ändá
Wann i bráv wir und frumm,
Zwögn dá Muadá is gschehá,
Sist[12]) kehrt mi neamd um."

Der echte Bauernhumor steckt in unserem Dichter, und wie er es versteht, tief zum Herzen dringende Töne anzuschlagen, so entwickelt sich auch in vielen, vielen seiner Gedichte eine gleichfalls das Herz packende unverfälschte Lustigkeit, ein göttlicher Frohsinn zuweilen, Satire und Witz, wie wenige seiner landsmännischen Brüder in Apoll diese Gaben besitzen. Köstlich ist sein Humor z. B. in dem „G'sangl": „Nur halbát[13]) so viel", welches anhebt:

---

[1]) Leintücher. [2]) Warte. [3]) Daß ich es dir doch. [4]) Auf die Leute Verdacht haben. [5]) Einen kleinen Zettel. [6]) Etwa. [7]) Ehe daß du. [8]) Muß. [9]) Umsonst. [10]) Bevor du dich von der Höhe der anderen Thalseite zuwendest. [11]) So. [12]) Sonst. [13]) Halb.

„Wann i halbát soviel wá,
Wia der moant, dáß ár is,
Wár i mehr, als dá Papst
Und da Kini[1]) z' Páris.

Geld hät i zwia[2]) Mist,
Dá graoß Hund wá mein Göth,[3])
Und dö andán, dö kloan'n,
Sehát und achtát i nöt.

Wann i halbát so frumm wá,
Wir oft oaná thuat,
Ja, mir stáchán koan Händl[4])
A, wögn den raothn Bluat.

Koan Kitzerl, koan Lamperl,
Koan' 'n Frischling,[5]) koan Kalm,
Nix als Erdäpfel áß már
Und 's Troad[6]) z'sammt dö Halm.

's Schaf um sein Woll,
Um sein Mili dö Kuah,
Wurn bötn áf 's schenst
Und aft dankt übágnua.

Thát i halb so viel Guats,
Wia der sagt, dáß á thuat,
Trüag[7]) schan längst dár alt Herrgott
Án'n noin Drizipfelhuát.[8])

Dár öltáste Mann
Hät koan'n Bettlá mehr gsegn,
Öbbá d' Röd, dáß 's oan'n göbn hat,
Kunnt zeitweis nu gschegn.

Wann i halb nu so reich wá,
Wir iabl oan prahln;[9])
So wá längst da Pláfan[10])
Obn in Himmel ausgmaln.

Nur halb, für wia schen
Als sö manigs oft halt,
Wann i wá; wich má d'Sunn
Und dá Manschein[11]) an Gstalt.

---

[1]) König. [2]) Als wie. [3]) Pathe. [4]) Wir würden kein Huhn abstechen. [5]) Junges Schwein. [6]) Getreide. [7]) Trüge. [8]) Einen neuen Dreispitz. [9]) Wie manche prahlen. [10]) Plafond. [11]) Mondenschein.

Dá Pfawnvogel[1]) brách sö
Sein Rad z'samm vo Zorn,
Und 's raoth Röserl dástach sö
Mit dö oagná Dorn.

So ehrli nur halb,
Wann i wá wia der schwört,
Hätns mi längst nöbn án'n Schelm
In á Kámmerl eingspört.

Abá sechts, er is frei,
Hat drei Häusá, hat Geld —
Eya, eya, i sags,
Is dá das halt á Welt.

Abá wia wird má denn
Gáhlings so rár,
Zwann i selbá nöt halb,
Wir i moan, so guat wá.

Denn — dá Herrgott nur halb
So voll Rachgier und Grimm,
Wia mir Menschen, aft stánd's
Um d' Welt jámmáli schlimm.

Alls zwurf ár und zriß ár,
Alls schluag ár und zschmiß ár,
Alls richtát á z' Grund
Ámal in á wildn Stund.

Abá siagst, er laßts stehn,
Richt't sis z'samm nu recht schen,
Und á Mensch wollt dá klagn —
Freundt, nöt mauck[2]) sollt má sagn.

Nöt mauck und nöt muck,
Nur ans Herz fleißi schlagn:
Mea culpa, mea maxima —!
Sunst is nix z'sagn.

Abá iatz her i auf,
Denn sunst ruaft már oan's zua:
Franz, dein Gsang, halb so lang,
Wá schan denná lang gnua!"

---

[1]) Pfau. [2]) mucken.

Ein köstliches Stücklein ist auch „Dá schlechte Zahlá“, welches beginnt:

„'s Kreuzerl is kloan,
Und dá Sack entrisch[1]) weit,
Und drum brauch i zun Suachá
Oft woltálang[2]) Zeit.“

Es sprudelt in all diesen „Gsangln“ das unverfälschte Bauernelement, der kernige Humor, der behagliche Witz, und man sieht wirklich die „Leutln“ lebendig vor dem geistigen Auge erstehen. Es ist nicht möglich, dem Leser einen vollen Begriff zu geben von der Eigenart und dem ganzen Wesen Stelzhamer's, ohne daß er sowohl die großen wie die kleinen Dichtungen des berühmtesten Dialektdichters Oberösterreichs selbst würdigt.

Der älteste mundartliche Dichter des Landes ob der Enns ist aber P. Maurus Lindemayr, welcher am 17. November 1723 als der Sohn eines Schulmeisters und Meßners in Neukirchen bei Lambach geboren wurde. Er beendete sein wirkungsreiches Leben am 19. Juli 1783 als Seelsorger seiner Heimathspfarre. Sowohl in hochdeutscher Sprache, wie auch als geistlicher Liederdichter und als theologischer Schriftsteller wirkte er vielfach, doch war sein Hauptruhm auf seine mundartlichen Poesien begründet. Er hatte es zuerst versucht, die Schrift- von der Volkssprache in der Dichtung zu trennen, und in der ersten Ausgabe seiner mundartlichen Gedichte (Linz 1822) heißt es über dieselben: „Unübertroffene Laune, gedrängte Fülle an Witz und Gedanken, äußerst treffende innige Bekanntschaft mit dem Charakter des Bauern überhaupt und mit der Denkungsart und den Sitten des ob der Ennsischen Landvolkes insbesondere, bewunderungswürdige Leichtigkeit, verbunden mit einem nicht zu verbessernden regelmäßigen Versbau in einer (damals noch) uncultivirten Mundart, sprechen für den Werth seiner Dichtungen.“

Wir finden in dem Sammelbande des Stelzhamerbundes, der, wie alle Ausgaben desselben, den Haupttitel „Aus dá Hoamát“ trägt, von Lindemayr ein Singspiel „Da Gang zum Richtá“ und ein Lustspiel „Kurzweiliger Hochzeitsvertrag“, beide Stücke im Dialekt und in Versen, welche das früher angeführte Lob des Biographen vollauf rechtfertigen. Auch in den Dialektgedichten dieses ältesten heimathlichen mundartlichen Dichters giebt es eine Reihe köstlicher bäuerlicher Gestalten, die mit dem packendsten Humor hingestellt sind.

[1]) Entsetzlich. [2]) Ueberlang.

Ein anderer vaterländischer Dialektdichter ist P. Leopold Koplhuber, Benedictiner zu Kremsmünster, welcher 1763 in Micheldorf geboren und 1826 als Pfarrer zu Steinhaus gestorben ist. Er trieb in seinen Mußestunden germanistische Studien und hinterließ eine hochdeutsche Uebersetzung von Ottfried's Evangelienharmonie sammt kritischem Apparat und Glossar. Die Stiftsbibliothek zu Kremsmünster enthält auch in des Dichters Nachlaß eine Bauernkomödie: „Dá Moár zu Foastenbichl", ein Lustspiel in drei Aufzügen mit Gesang. Dieses Bühnenwerk dürfte wohl der Stammvater unserer österreichischen Bauernstücke sein, und wenn auch von einer Tendenz darin noch keine Rede ist, wie etwa in den Stücken unserer heutigen Dialekt-Dramendichter, so sind in demselben doch die bäuerlichen und dörflichen Gestalten, Figuren und Charaktere mit photographischer Treue herausgearbeitet, so daß man meint, mitten drinn unter der Bauernschaft des ländlichen Oertchens zu sein. Manchmal ist der Humor auch derb genug, aber das verschlägt nichts, denn er muthet uns an wie Erdgeruch vom Acker draußen, wie Heuduft von der Wiese und auch ein bischen wie Parfum aus dem Kuh- und Pferdestalle.

Joseph Theodor Fischer, ein Schulmeisterssohn aus Altmünster am Gmundenersee und später selbst Schulmeister zu Traunkirchen, ist unstreitig einer der begabtesten mundartlichen Dichter Oberösterreichs. Er hat sich dem damals noch dornenvollen Berufe eines Lehrers aus wahrhafter Liebe zum Pädagogenstande gewidmet, obgleich ihm seine vielen Talente — er war ein vorzüglicher Sänger, Zeichner und Maler — berechtigt hätten, eine angesehenere Stellung in der Welt einzunehmen. In seinem Hause an den Ufern des schönen Traunsees versammelte sich alljährlich in den Tagen des Sommers ein Kreis von hervorragenden Männern, die auf dem Gebiete der Literatur und Kunst glänzende Namen besaßen. Da konnte man den würdigen Patriarchen unter den heimathlichen Poeten, M. L. Schleifer, dann Feuchtersleben, Lenau, Prechtler, Kaltenbrunner, Stelzhamer, Klesheim und Castelli, ferner die Maler Alt und Agrikola, Petzold, Müller u. A. bei einander finden, in fröhlichem Gedankenaustausche, auf der Kegelstatt oder beim blinkenden Gläschen. Zuweilen trat in diese auserlesene Gesellschaft von begnadeten Geistern auch der Liederfürst Franz Schubert, der am Gestade des Gmundenersees einige seiner herrlichsten Gesänge schuf.

„Fischer malte, sang und dichtete," heißt es in einer biographischen Skizze aus dem Jahre 1849 von Dr. Rudolf Puff, „mit seinen Freunden um die Wette, sammelte Alterthümer, Sagen der Heimath,

war der muthigste Lenker des Kahnes auf dem Traunsee und der beredteste Führer auf dessen Uferbergen. Im gastlichen Hause seiner Eltern fühlten sich alle Besucher bald heimisch, ein feiner Ton herrschte dort im Schulmeisterhause mit seiner idyllischen Mühle. Schiller und Goethe, Körner, dessen kleine dramatische Stücke oft im Hause zur Aufführung kamen, und Byron waren die Heroen der häuslichen Lectüre, zu welcher mehr als ein poetischer Wanderer den Commentar lieferte ..."

Neben Dichtungen in hochdeutscher Sprache und in der Mundart der Gmundener Gegend hat Fischer auch eine Reihe von dramatischen Werken im Dialekt geschrieben, die wiederholt vom Landvolke selbst aufgeführt wurden und den wärmsten Beifall hoher Herrschaften, die ja im Sommer am Traunsee residiren, fanden. Das Schauspiel „Dá Moabám" und das Lustspiel „Der Hungerbauern-Náz", die Localpossen „Die Bettliabschaft" und „Der Náz bei der Herrentafel" zeigen die Formgewandtheit Lindemayr's und den Ideenreichthum Stelzhamer's, sowie den Witz und die Schärfe der Charakterzeichnung Beider. Leider existiren nur wenige Dichtungen Fischer's im Druck, leider auch ist dieser treffliche Poet selbst in seiner Heimath nahezu ganz vergessen. In dem Gedichte „Dá Kiriföhrta[1]) in Laufen" hat Fischer eine wahre Begebenheit in seiner wirklich classisch-schönen Art geschildert, und ich kann nur empfehlen, dasselbe zu lesen. Es ist nebst einigen anderen Fischer'schen Dichtungen im Sammelbande „Aus dá Hoámat" (zweite vermehrte Auflage, Wien 1888, Karl Graeser) enthalten. Aus den Anfangsstrophen des vorerwähnten Gedichtes seien hier einige derselben mitgetheilt:

„.... D'Schulden habn mi druckt hübsch bittá,
's Troadel[2]) wißts, wachst á ná mitta,[3])
Und koan Mili, bis af d' Goas,
Neuni Kindá áfn Haufen
Und dös zöhát[4]) bal zán taufen,
Meini Leut, dös is koan Gspoaß."

Der Bauer beschließt, zur Muttergottes nach Laufen (bei Ischl) zu wallfahrten und nimmt mit einem tiefen Seufzer seinen „löſten Zöhná", letztes Zehnkreuzerstück, um es dort zu opfern. Er empfiehlt Weib und Kind Gott und trägt ihnen auf, „fein guat áf d' Rinda und áf d' Kölbákuah" zu schauen 2c. 2c.

---

[1]) Wallfahrer. [2]) Getreide. [3]) Auch nur mittelmäßig. [4]) Das zehnte.

Nun ist er in der Kirche angelangt und der Leser erfährt, wie es ihm da ergangen ist.

„Wir i bin ins Gottshaus kemmá,
Will i halt mán'n Zöhná nehmá
Und als Opfá niedálögn;
Han in Sack lang granzt und griffá,
's Löda hat frei gschrian und pfiffá,
Und han nix dáwischen mögn.

Áz, dös is ja deant[1]) dá Dunná!
Mein! was fang i an iatzunna?[2])
Kehr glei alle Taschen um,
Und so siach i's halt guat truckà,
Dáß á wög is bán á Luckà,[3])
's is nöt annás,[4]) gschegn is's drum.

Und á Herr, á recht á rundá,
Gwándt so schen, ás wár á Sundá,
Und á Dám, unchristli schen,
Stehnt nöbn an und segnt mán Kummá,
Göbnt má grads án'n Zwoanzgá umá,
He! dös hoaß i deutsch vástehn.

G'opfát han i, wir á Reichá.
Bet't und gruasen ohne Gleichá,
Und mán Sach auf 's Böst váricht't;
All má Kummá is vaschwunden
Und án'n Frieden han i gfunden,
Das is wahr und koan Gedicht."

Und im zweiten Theil dieses Gedichtes erzählt uns der Poet, in welcher glücklichen Weise ihm diese Wallfahrt Früchte getragen hat. In der letzten Strophe sagt uns der Bauer:

„Sit der Zeit her gehts má bössá,
Han droi Küah[5]) und han zwoa Rössá,
Und váfracht[6]) Viachtauáwaar;[7])
Und so oft i fahr in Laufen,
Thur i már á Körzen kaufen
Und dö opfr i bán Altar . . ."

Sein „Guatá Rath für d' Weibá" ist voll prächtiger Gedanken und so recht aus dem reichen Born des echtesten Volkslebens geschöpft. Mit welch sprühendem Humor setzt er da den Weiberleuten zu, hält ihnen ihre Schwächen und kleinen Fehler im Spiegelbilde vor und

[1]) Doch. [2]) Jetzt (jetzunder). [3]) Loch. [4]) Anders. [5]) Habe drei Kühe. [6]) Verfrachte. [7]) Kurzwaaren aus Viechtau bei Gmunden.

sagt ihnen, was sie alles nicht thun dürfen, wenn sie das Herz und die Treue ihrer Männer für immer besitzen wollen. Und nicht nur für die Bauernweiber ist dieser „Guate Rath“ niedergeschrieben, auch die Frauen der Städter dürfen ihn wohl beherzigen. Da heißt es unter Anderem:

D' Liabáffärn[1]) müßts vágössen,
Denn dö bringán Haar in's Össen,
Und dös Ding váthuat ön Gschmah;
Nimmt si aft dá Mann án'n Grausen
Und suacht außán Haus á Jausen,
Kinnts eahms nöt für übel habn.

Ghalts[2]) enk 's Herzerl als á reini,
Laßts nix außi und nix eini,
's Gwissen, dös laßts Schildwach stehn;
D' Nadán[3]) thoan si freili häuteln,
Und á Apfel laßt si späuteln,
Abá 's Herz dáleid't dös nöt.

Sáds á fein nöt eifásichti,
Denn das is ámal ganz richti,
Dáß dámit nix ausgricht't is;
Will dá Mann án'n Schlánkl machá,
Hilft enk 's Woan'n soviel wia 's Lachá
Bráven Weibán macht á koan'n.

Hat á seine Ránd[4]) und Flausen,
Na, so laßts 'n rödn und hausen[5])
Odá losen[6]), wanns'n gfreut;
Sáds schen stád und laßts eahms gelten,
Laßts'n kritisirn und schelten,
Allweil fort dáwährt ás nöt.[7])

Laßts'n Herr sein, laßts eahm d'Hosen,
Wird eahms 's Feuerl schan váglosen,[8])
Lögts nur koan'n neu'n Brand dázua.
Thoats nöt streitn, loahn'n und tücká,[9])
Thoats eahm liaba d'Hosen flická,
Solche Stich sánd Trümpf in Gspiel.

---

[1]) Liebesaffairen. [2]) Behaltet, bewahrt. [3]) Nattern. [4]) Launen. [5]) Austoben. [6]) Brüten. [7]) Hält er es nicht aus. [8]) Verglühen. [9]) Herumlehnen und schmollen.

Thoats nöt drischln[1]) und nöt waschen,
Is á Weib á Plaudátaschen,
Schauts, dös macht ihr koan'n Credit;
Mischts enk nöt in fremdi Händl,
Machts dáhoam dö Kindágwändl,
Flickts dö z'riss'ne Leinwösch aus.

Weibá! thoats dös wohl betrachten,
Wanns dös thoats, sáds z' liabn und z' achten,
Seids á guldre[2]) Säuln in Haus.
Bitt enk gar schen, tháts enks mörká,
Aft wird d' Lieb zu enk viel störká
Und daurt fort bis hin ins Grab.

Ebenso zeigt uns das „Müllnágebet" den kernhaften Humor Fischer's.

In seinem Gebet zum „liabn Gott" läßt er den Müller flehen:

„Was is's denn wögn drei, vier Loth
Ván Loabl[3]) wanns á gringá wögt,
Gsöngs du dáfür, däß's bössá glöckt.

Bschütz mi vor alln Schadn und Load,
Wann i káf á wohlfáls Troad,[4])
Und han i's hoam in Kastn gführt,
So mach fein, däß's gschwind theurá wird.

Váleih má bis zun löstn End,
Vor alln so á gschickte Händ,
Däß i nur gring gnua mößn thua,
Und mauthn abá viel und gnua.

Bein Mößn, Mahln und Brodauswögn,
Gieb uns, o Herr, álloan dein'n Sögn,
Denn kämmán[5]) d' Leut, wias recht wá, draus,
So wárs ja mit uns Müllnán aus.

I dank dá, Gott, däß á koan Sack
Nix ausrödn und nix plaudán mag,
Denn kunntn's rödn d' Söck, wárs ja aus,
D' Leut jagátn oan'n z'löst von Haus..."

---

[1]) Tratschen. [2]) Goldene. [3]) Bei einem Laibchen Brot. [4]) Wenn ich ein billiges Getreide kaufe. [5]) Kämen.

Fischer starb leider im besten Mannesalter am 4. Juli 1847, und mit Recht lautet seine Grabschrift: „Sein Leben war kurz, aber reich an schönen Bildern, wie ein gesegnetes Jahr . . .“

Ein oberösterreichischer Poet, der in seiner Dichtungsart, wie Manche behaupten, dem bayerischen Dichter Kobell gleicht, ist Karl Adam Kaltenbrunner. Zu Enns am 30. December 1804 geboren, widmete er sich dem Staatsdienste und wurde 1864 provisorischer Vorstand der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Hochdeutsche Dichtungen und Dramen, sowie oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten, insbesondere aber vier Bände mit Liedern in seiner heimathlichen Mundart besitzen wir von ihm, der einer der fruchtbarsten Dichter des Landes ob der Enns gewesen ist. Seine Lyrik zeichnet sich durch besondere Zartheit und Keuschheit und auch durch sinnige Schönheit und große Sprachgewandtheit aus. Es ist eine treffende Charakteristik, wenn es in einem Aufsatze der „Linzer Zeitung“ im Jahre 1882 heißt: „Kaltenbrunner hat sich seine Mundart durch liebevolles Studium und wissenschaftliches Bewußtsein zurechtgelegt, und zwar in jener glücklichen Weise, daß er beim Dichten alle Grammatik vergißt und den Lebensgeist der Volkssprache nicht verflüchtigt.“

Welch ein schöner Gedanke ist doch in dem kleinen Gedicht „Bein Sternschein“ in schöner Form ausgedrückt?

„Oft will's má nöt z'sammgehn,
Denn alls geht má schel,[1] —
Bi betufft[2]) und betrüabt
In dá tiafásten Seel.

Da han i á Mittl,
Was koan'n Kreuzá nöt kost't
Und was hulf á, wanns dá fáhlt,
Zun Badá á Post?

Thuat's már einwendi weh,
Schau i auffi auf d' Heh,
Und wir oft bei da Nacht
Hats mi z'recht wiedá bracht.

I schau — und dá steßt's már
An'n Juchátzá aus:
Den i suach — er is auf —
I siach Liachtá in Haus!“

---

[1]) Schief. [2]) Niedergeschlagen.

Wie innig Kaltenbrunner seiner Heimath und heimathlichen Sprache zugethan, wie tief das Idiom seines ob der ennsischen Landes ihm ins Herz gedrungen war, beweist uns sein Gedicht „D' Sprach", welches lautet:

„Was má hert als á Büabl
Und gwehnt und dálöbt,
Wird in Hirnkammerl gmörkt
Und in Herzen aufghöbt.[1])

Mitn Rödn, wia má woaß,
Is's dö nämlige Sach,
Und drum hat má so gern
Vá dá Hoamát sein Sprach

Wann má herwachst, dá hert má
Und siacht má viel Neus,
Und má lernt in dá Welt
Á dö herrische Weis.

Mitn Leuten, dö gspreitzt[2]) sán
Und dö i net kenn,
Röd i herrisch, dámit i
Má 's Mäul nöt vábrenn.

Abá d' Leut, dö má gfalln,
Röd i an mit dá Sprach,
Dö ma kimmt, wann i 's Herz
Für mein Hoamát aufmach ...."

All die kleinen Dialektgedichte müßte man hierher setzen, wollte man das Charakteristische der Kaltenbrunner'schen lieblichen Dichtungen dem Leser klar machen. In jeder einzelnen derselben ist aber die ganze Eigenart des Poeten ausgedrückt und man fühlt, liest man diese herzlichen warmempfundenen Strophen, daß ein wahrhaft edler und guter Mensch sie aus der Tiefe seiner Seele, aus seinem Herzen herausgeschrieben hat. Wenn er dem „Wasserl, dem kloan" sagt: „Wia du, solln á d' Leut sein; dá war eahn zun traun, und má kunt, wiá bei dir, bis ins Herz eini schaun" — so fühlt man, daß es dem Dichter wirklich heiliger Ernst ist mit dem Wunsche, alle Menschen möchten so

[1]) Aufbewahrt. [2]) Stolz.

klar und „brinnliacht" sein in ihrem innersten Ich und Wesen, um auch ihnen auf den Grund ihres Herzens schauen zu können. Eine kleine köstliche Satire auf das falsche Gerede der „lieben guten Nachbarn" ist wohl „'s Grödát",[1]) in dem er das müßige Geträtsch der Leute humorvoll geißelt.

Das Gedichtchen lautet:

„Geht um oft á Grödat,
Bal dös und bal das,
Und heunt hoaßt's, dáß's 'n Nachbán
Dáwischt habn bei was.

„Ja, ja! is koan Wundá!
Schlecht gnua is iatz d' Zeit!"
Und: „I han más schon lang denkt,
Da habn más!" sagn d' Leut.

Und morign — kimmts auf:
Es is allsfand dálogn,
Und hat si mehr d' Freundschaft,
Dö waschád[2]) betrogn.

„I hans' ja á so nöt glaubt!
Á, wias mi gfreut!"
Und: „Na, sechts ös, dö Lüagn!"
Sagn — dö nämlinga[3]) Leut..."

Daß Kaltenbrunner seiner politischen Gesinnung nach als Altösterreicher Centralist war, ist wohl selbstverständlich. Sein Gedicht „D' Erschaffung von Östáreich" aus dem Jahre 1861, also aus der Zeit nach dem unglücklichen Kriege 1859 mit Sardinien, aus den Tagen, wo sich die Nationalitäten im österreichischen Kaiserstaate allseits zu regen und zu bewegen begannen, dieses Gedicht verräth uns den Mißmuth des Dichters über die herandämmernde Sprachenfrage, die heute bereits ein ganz anderes Oesterreich geschaffen hat, als wie es 1861 bestand. Nachdem er die einzelnen herrlichen Länder in schönen Farben geschildert hat, wie „Gott Vadá sie gmacht", kommt er auf das „Durchánand" der Menschheit zu sprechen und meint:

---

[1]) Das Gerede. [2]) Schwatzende. [3]) Dieselben.

„Oans geht ma nöt ein: Zwö muaß den in'n
Sprachen so á Pallawatsch sein?

Da habn ma Bömácken, dö ungrischen Häut,
Krawaten, Polákén und windische Leut.

Zigeuná und Juden, Wallachen und Rázen,
Nö z'rödn vo dá Weis, wia dö Wälischen plázen."

Und nachdem er seinen Unmuth herzhaft weggesprochen, schreibt er:

„Mi wundárát's nöt, wann schen föst mit dá Faust
Dá Kaisá in Tisch eini hauát, däß's saust!"

Und endlich schließt er sein Gedicht in der Hoffnung, daß der liebe Gott diesem Nationalitätenwirrwar ein Ende machen werde, indem er sagt:

„Herrgott, zu der Gschicht muaßt du finden in Reim!
Denn, wanns á so fortwährt, geht alls ausn Leim.

I válaß mi áf di und vátrau áf sunst nix;
Abá säm di nöt lang — nimm in Scheckl und wichs's!"

Ein anderer Poet Oberösterreichs, der verdient, nicht nur seines ereignißreichen Lebens wegen hier erwähnt zu werden, sondern auch deshalb, weil er ein Freund und Studiengenosse aus der Universitätszeit Stelzhamer's gewesen, ist Sylvester Wagner. Eines Zimmermeisters Sohn, war er am 31. December 1807 zu Hendorf geboren und daselbst am 10. October 1865 gestorben. Auf Wunsch seiner Mutter trat er nach Absolvirung des Salzburger Gymnasiums ins Priesterseminar ein, welches er jedoch nach Jahresfrist verließ, um in Wien unter den größten Entbehrungen anfänglich Chirurgie, später unter der eifrigen Förderung Littrow's Astronomie zu studiren. Auf die Empfehlung seines berühmten Lehrers hin stand er bereits vor Ausbruch der Revolution 1848 an der Wiener Sternwarte in Verwendung; doch zwangen ihn die Ereignisse dieses weltbewegenden Jahres, an denen er lebhaften Antheil genommen, zur Flucht. In seinem Geburtsörtchen lebte er anfänglich in tiefster Verborgenheit, bis er nach erfolgter Amnestie die Stelle eines Gemeindeschreibers mit einem jährlichen Einkommen von oft kaum 100 fl. erhielt. Die Noth war selbstverständlich seine treue Begleiterin, trotzdem heirathete er und ward

Vater von zwei Kindern. Einer seiner Biographen schreibt: „In sein trauriges Dasein kam nur hie und da ein Lichtblick durch den Besuch früherer Freunde, unter denen Stelzhamer war, und durch die werkthätige Unterstützung der wackeren Frau Moser, Brauerin zu Hendorf. Ab und zu kamen auch einige Studenten zu Besuch. So vergingen die Jahre. Wagner hatte sich frühzeitig poetisch versucht, ein Band seiner Dichtungen erschien noch 1847 bei C. Haas in Wien. Ein großer Theil seiner hinterlassenen Manuscripte scheint verloren gegangen zu sein." Und weiters heißt es in dieser biographischen Skizze: „Er war keine so harmlose Natur wie Stelzhamer. Er konnte in heiligen Zorn gerathen, wenn er, der Freiheitskämpfer, von Thaten der Willkür und Unterdrückung hörte oder sprach, mochten sie nun wo und von wem immer geschehen. Manche seiner Gedichte sprechen dies in unzweideutigster Weise aus. Andere Gedichte, allerdings der ersten, glücklichen Periode seines Lebens entstammend, sind zumeist heiter, von gesundem Humor, der die harmlose Ironie und berechtigte Satire nicht ausschließt, dann wieder naiv, mit einiger Neigung zum Erotischen, und geben gar prächtige und ursprüngliche Stimmungsbilder aus dem heimathlichen Dorf- und Gemeindeleben, aus der Bauern-, Gesinde- und Wirthsstube. Es fehlen auch nicht fast übermüthige „Jágá-Gsángá", „Gasselreime und Schnadáhüpfl", welche den Boden, dem sie entsprossen sind, nicht verkennen lassen." Nur eines seiner volksthümlichen Lieder sei hier angeführt. Es zeigt uns so recht die frische, kernige, echte Bauernnatur, das ganze Wesen des oberösterreichischen Dörflers. Die Eigenart der „Diandln" seiner Heimath kannte er wie Wenige. In dem Gedichte „'s liegt schan im Bluat" hat er ihnen einen tüchtigen Klapps gegeben. Die heiteren Strophen lauten:

„D' unbständign Menschá
Dö bleibn schan á Fahn,[1])
Fiel oaná von Himmel,
Sö hielten nöt an.

In dá Früah habns 'n Michel,
Áf d' Nacht aft 'n Hans,
Dá Lipp kimmt zán Fenstá,
Dá Hias füahrts zán Tanz.

---

[1]) Wetterfahne.

Und á so löbns dahin,
Habn für oan'n gar koan'n Sinn,
Habn á drei alle Tag,
Bis's z'löst koaná mehr mag.

Und dnettá so macht's ár
Á schmirbádá[1]) Bua,
Er rennát dá Goas,
Häts á Fürtá[2]) um, zua.

Heunt geht á zán Fenstá,
Und moarign af d' Stiagn,
Bald hat á dö Taochtá,
Und bald wiedá d' Dirn.

Ás is eahm alls oans,
Is d' Nánn[3]) odá d' Lies,
Weil ár á Schnittl
Áf alle Suppen is.

Und wird ár á Mann,
Laßt ár á nu nöt aus,
Päßt döstwögn áf d' Menschá,
Wia d' Katz áf á Maus.

Selbn als á stoanaltá
Is ár á nu gern dran,
Und hat á narröschö Freud,
Wann ás antappen kann.

Und fragst so án 'n Hetta,[4])
Zwostwögn[5]) á so thuat,
So sagt á dá: Böttá,
Das liegt schon in Bluat.

Ás liegt schan in Bluat,
's is váwachsen mit eahm,
Ná[6]) dá Mann mit dá Sensen
Vátreibt's und sünst neam.[7])

Áf án 'n goldárán Stuhl
Thuat á Frosch gwiß koan Guat,
Denn d' stinkádö Lacka[8])
Dö liegt in sein Bluat.

---

[1]) Herumliebelnder. [2]) Schürze. [3]) Anna. [4]) Kraftloser Mensch. [5]) Weswegen. [6]) Nur. [7]) Niemand. [8]) Die stinkende Lache.

Á Gugötzábluat [1])
Und á Nachtögallgsang,
Kimmt das ámal zsamm,
Áft steht d' Welt nimmá lang."

Ein Meister des mundartlichen Dichtens ist Norbert Purschka, der dem Stelzhamer-Bund das Schatzkästlein seiner Manuscripte zur Verfügung stellte. Es ist nur eine Auswahl aus des Dichters überreichem Besitz, was die beiden selbstständigen Bände (ein zweiter Band mit Purschka's „Bildern aus dem oberösterreichischen Dorfleben" folgt demnächst) enthalten; aber diese Dichtungen zeigen doch den ganzen Dichter, sein eigenstes Wesen und Ich.

Was Anton Matosch im Vorwort zum ersten Bande der Poesien unseres Meisters schreibt, das darf man wirklich aus vollem Herzen ungescheut unterschreiben und man wird kaum ein treffenderes Urtheil, eine bezeichnendere Charakteristik in schönerer Weise zum Ausdrucke bringen können, als wie dies hier geschehen ist. Matosch schreibt: „Das Eine steht fest, daß mit diesen ausgewählten Dichtungen dem unverwelklichen Lorbeer von Oesterreichs volksmäßiger Dichtung neue herrliche Zweige zugewachsen sind, auf denen ein kostbares Stück Cultur- und Sittengeschichte unserer geliebten Heimath in den altehrwürdigen Runen der Volkssprache niedergeschrieben. Was das Leben in dem oberösterreichischen Dorfe an Schicksalen und Charakteren einschließt, zieht darinnen zum Greifen nahegerückt vorüber. Kein Weg, kein Steg, kein Haus im Dorfe, vom Pfarrhofe angefangen bis zur letzten Sölde, wohin uns der Dichter nicht führte. Auf der Fußspur des Schicksals, das in die Häuser eintritt, heute da, morgen dort, Veränderungen bringend zum Guten und zum Schlimmen, schreitet Purschka's Muse durch das Dorf, klaren Blickes alles erschauend und mit einem wahrhaft goldenen Herzen Antheil nehmend an Allem. Mit Vorliebe sucht sie die Armen und Bedrängten auf und ist mit milder Hand geschäftig, die Wunden zu heilen, die unbedachtes Handeln oder die Schuld einer schwachen Stunde geschlagen. Sie liebt und leidet, schluchzt und jauchzt, arbeitet und feiert mit dem einfachen Dorfvölklein und hütet dabei dessen Glück und Sitte, wie ein treuer Hirte seine Heerde .... Wie in Hans Sachsens poetischen Erzählungen trotz ihrer schlichten Einfalt die goldene Saat der Lebensweisheit ausgestreut ist, so umrankt auch Purschka's poetische Dorfscenen ein kostbares Gewinde von

---

[1]) Kuckucksblut.

goldenen Mahnungen und Lehren. Und wie Hans Sachs es liebte, mit der Schelmenkappe auf dem Haupte sein Volk zu belehren, so geht auch in Purschka's Dichtung die Weisheit mit dem Schalke Arm in Arm, und indem der eine das Völklein der Zuhörer erheitert, streut die andere goldene Saat der Belehrung darunter ..."

Der ehrwürdige Priestergreis von Waldneukirchen hat uns wirklich das intimste Leben und Treiben in einem oberösterreichischen Dorfe in lebendigen Bildern vorgeführt und man lernt aus denselben die lieben Gestalten, ein warmblütiges Völklein, schätzen und ihm gut sein ... Purschka ist der Sohn eines Beamten der bischöflichen Kanzlei zu Linz und 1813 geboren. 1836 wurde er zum Priester geweiht, 1863 zum Dechant des Decanates Spital ernannt, und seit 1873 pastorirt derselbe in Waldneukirchen. Eines seiner Dialektgedichte, die der alte Herr zuweilen selbst im befreundeten Kreise in ganz einziger Art vorträgt, möge hier Platz finden. Es ist ein gutes Stück jenes Humors darin enthalten, den wir fast überall in seinen Poesien finden. Dieses Gedicht: „Der Maßstab der Liebe" — lautet:

„Dös derf i enk gwiß sagn, het's, dáß má nöt liagt,
Dö mehrán Schlög han i bein Gásselgehn[1]) kriagt.
I han mi z' viel gwagt á bein Gásseln, i bi
In allen Baust[2]) allmal auf 's Gátter[3]) glei hi,
Und kám allmal, dáß i auf 's Mensch einischrei,
So sán schan oan dadá á zwen á droi glei.
„Há, hollá!" hat's ghoaßen, „he, was willst du mehr?"
Und allá puff! hin geht's, und allá pátsch! her.
Nan, hätt i den Toifeln nöt gar á so traut
Und hätt i á weng umádum z' ersten gschaut,
I hätt má um viel Dübl[4]) wenigá gholt.
Do, mi hat mein Gásselngehn wögn den nia groit,[5])
I han más dágásselt dáhoamt mein liabs Wei.
Sie, kennt hat sie's, i luaß mi eh dáschlagn glei,
Und grads öbn wögn ihrá, und auf gieb is nöt
Und wann i án' Kopf wir á Wassáschaff hätt.
Si hat wohl oft gsagt ghat, i han ihr dábarmt,
„So geh do nöt zua!" Wir oft hats mi gwarnt.
Do, i wiedá zui, auf 's Gätter hinglangt,
Und pumst! habn mi wiedá á Paar hinten gfangt,
Und aft is schan wiedá, gwöhrt han i mi föst,
Dö nemli Batálli is halt wiedá gwöst.

---

[1]) Nächtliche Besuche am Fenster, wo der Bursche Sprüche sagt. [2]) Hitze. [3]) Fenstergitter. [4]) Beule. [5]) Gereut.

Und iatz hat aft 's Mensch wögn dá Sölden gschaut grad
Wögn den, däß dá Vadá ihr übágöbn hat.
Und er giebt ihr's übá, und käm übágöbn,
Dö anán Buabn alle z'samm kemmáns dánöbn,
Sie laßt ihrn nöt wöhrn und laßt ihr nix sagn
Mehr, den Buabn nimmts, dens ham ön mehrán agschlagn,
Denn der hats ön liabán, soviel, was sies ziemt,
Der gar nia váhoaltn.[1]) aus Dübeln nia kimmt..“

In Wien lebt zur Zeit eine kleine Gilde von Genremalern, welche die erdenklichsten Episoden und Vorfälle im Leben der „kleinen Leute“ in packenden Bildern, in realistischer Treue darstellen, so daß der Beschauer dieser Gemälde gleichsam Reflexe aus dem wirklichen Leben dieser Bevölkerungsschicht der Kaiserstadt erhält. Aehnlich scheinen mir die einzelnen Gedichte Purschka's alle möglichen Ereignisse im Dorfe der oberösterreichischen Bauernwelt vor das geistige Auge des Lesers zu führen. Wenn er z. B. den letzten Faschingsabend in der Dorfschenke zum Gegenstande seiner Dichtung macht, so werden uns alsbald die vielen Gestalten lebendig. Wir sehen die „Köllnárin“, den „Böckájung“, „d' Köchin“, „d' Wirthin“, den „Fleischhacká“ und all die Anderen „wias tanzn bis gögn Mittánacht“, wie sie ihre „Liadln“ singen und „Jugátzá“ loslassen, wie die „Fidlbogen“ springen und wie es toll und voll da zugeht...

In Purschka's farbenprächtigen „Bildern“ liegt aber auch ein reiches Materiale für einen künftigen Culturhistoriker, der mit den Sitten und Bräuchen, mit dem Empfinden des bäuerlichen Volkes aufs Innigste vertraut werden will...

Ein ebenso feiner Beobachter und gewandter Darsteller des dörflichen Lebens und ein ebenso vorzüglicher Declamator, wie Purschka, ist Joseph Moser. Seines Zeichens ist derselbe Arzt. 1812 im Schlosse Parz bei Grieskirchen geboren und dem Priesterstande geweiht, verließ er das Seminar und wendete sich der Chirurgie zu. Mehr als dreißig Jahre wirkte er dann in seinem Berufe in dem kleinen Bergdorfe Klaus. Das bäuerliche Leben im Gebirge war geradezu sein Element geworden, so daß er nur schwer seinen Wohnsitz änderte, als die Praxis in den Bergen für ihn später doch zu beschwerlich wurde. Er übersiedelte nach Sierninghofen, und hier entstand sein schönstes Gedicht, das „Hoamweh“, welches die Sehnsucht nach dem Gebirge, in dem er

[1]) Verheilt.

so lange lebte, ausdrückt. Auch er hat uns die typischen Gestalten jener Gegend in poetischen Bildern festgehalten, hat uns Derbkomisches und allerlei „Klänge" aus dem Dorfe und von der Alm gegeben. „Reichthum der Erfindung, prägnante Charakteristik in der Darstellung des Volkslebens und volksthümlicher Gestalten, virtuose Beherrschung des mundartlichen Verses und Reimes, immer bereiter Humor drücken Allem, was Moser geschrieben, den Stempel echter volksmäßiger Poesie auf." So wird unser Dichter charakterisirt. Die heiße Sehnsucht nach seinen geliebten Bergen und Almen zeigt sich in rührender, ergreifender Weise eben in seinem „Hoamweh", das er mit folgender Strophe beginnt:

„Kenns nöt, wia má gschiacht, was 's denn hat mit mir da?
Was i anschau, vádriaßt mi, frei 's Bluat steht már a,[1])
Dö Luft is so lablát[2]) und d' Wássá so trüab,
D' Buam habn koan Schneid[3]) da und d' Menschá koan Lieb.

Bi nettá nöt krank, ja, i trink wohl und iß,
I hausát[4]) ganz guat, hätt mein Sácherl hübsch gwiß;
Wá d' Gögad[5]) recht schen, kenn recht freundliche Leut,
Los[6]) do á so um und han nündáscht[7]) á Freud."

Es leidet ihn nirgends; immer denkt er an seinen „Traunstoan", an „d' Prielmäuá", an „d' Kremsmäuá", er sieht „'s Gamserl áf dá Schneid", hört „'n Jodlá, wia d' Schwoagárin singt" und vergißt „dö lustigsten Stöd",[8]) nur „alloan 's Viri[9]) vagißt má gar nöt . . ."

Auch ein anderer oberösterreichischer Dialektdichter, Anton Schosser, hat ein gleichnamiges Gedicht, ein „Hoamweh"-Gedicht geschrieben, in das er seine ganze Seele, sein ganzes Herz und seine ganze Liebe zu den Bergen hineingelegt hat.

„Wo i geh und steh, thuat má 's Herz so weh
Um mein Steiermark, das glaubts má gwiß;
Dort, wo 's Stutzerl knallt und dá Gámsbock fallt,
Wo mein guatá Herzog Johann is.

Wer dö Gögnd kennt, wo má 's Eisen z'rennt,
Wo dö Enns dáherrauscht drunt in Thal,
O, vor lautá Luft, schlagt oan da dö Brust,
Wir alles löbt so lusti überall."

---

[1]) Steht mir ab. [2]) Ohne Stärkung (laulich). [3]) Muth. [4]) Wirthschaftete. [5]) Die Gegend. [6]) Gedankenvoll. [7]) Nirgends. [8]) Die lustigsten Städte. [9]) Gebirge.

Das Lied schließt:

„Auf dá Fölsenwand in án Steirágwand,
Wann i da mein'n Herzog Johann siag,
Is á wahre Freud, glaubts más, liabe Leut,
Und koan Wundá, wann i 's Hoamweh kriag!"

Das Hoamwehlied des Losensteiner Nagelschmiedgesellensohnes wanderte zu Anfang der Dreißigerjahre in der halben Welt umher; denn steierische Volkssänger sangen es auf ihrer Triumphfahrt durch die Lande, und in Deutschland, in Paris und in England ernteten sie damit ebensolche Erfolge wie in der Heimath. Die Lebensgeschichte Schosser's würde es verdienen, hier eingehend behandelt zu werden, doch gestattet der uns gesteckte Raum dies nur in Kürze zu thun.

Schosser war am 7. Juni 1801 in dem stillen Waldörtchen an der Enns geboren, starb am 26. Juli 1849 und ruht im Friedhofe zu Steyr. Alexander Schindler (Julius von der Traun) hat dem unglücklichen Poeten ein schönes literarisches Denkmal gesetzt in einem Büchlein, das er 1850 bei Franz Sandböck in Steyr herausgab, welches aber seines „gepfefferten" Vorwortes wegen der damaligen Censur zum Opfer gefallen ist.

Anton war dazu bestimmt, das Handwerk seines Vaters zu erlernen, doch paßte der schwächlich gebaute Knabe nicht für dasselbe und so widmete man ihn den Studien. Vier Jahre lang oblag er denselben im Gymnasium zu Melk mit dem besten Erfolge; dann kam er nach Hause, beschäftigte sich unter der Leitung des Pfarrers einige Zeit mit Geometrie und Situationszeichnen, wendete sich dem Schulfache zu und erhielt später den mageren Schulmeisterposten in Klein-Reifling.

Aber eines Tages war der poetische Schulmeister verschwunden. Die Art seines Verschwindens ist geradezu charakteristisch für den Dichter und bleibt ein Fingerzeig für dessen psychologische Veranlagung. Schosser selbst konnte später kaum rechten Aufschluß geben darüber, wie an jenem Morgen Alles so gekommen war...

Die Frühlingssonne hatte ihn hinausgeführt in die neuerwachte und neuerblühte Welt, die Vögel auf den begrünten Bäumen jubilirten und auf dem Wege, in den Lüften und im Walde lebte Alles. Ein berauschendes Glück ging durch die ganze Natur; er aber lief immer weiter und weiter fort, seinen geliebten Waldblumen nach, bis er merkte, daß es längst schon Mittag sein mußte... Vor dem ver-

schlossenen Schulhause in Klein-Reifling standen aber die Kinder und warteten vergebens auf den Lehrer. Dieser jedoch war fröhlichen Sinnes über die Berge gewandert und Tage später im Nagelschmiedhäuschen zu Losenstein wieder erschienen. Er unterrichtete da durch einige Zeit um mageren Lohn Kinder des Ortes, führte dann ein unstetes Wanderleben, suchte sich seinen Erwerb als „Vermesser", Geometer, der ihm oft gute Tage einbrachte, aber auch wieder, wenn Arbeit mangelte, hungern ließ. Die schlechten wie die guten Tage verlebte er gleich fröhlich, und gegen die Launen des Schicksals zeigte er von früher Jugend an große Gleichgültigkeit.

So recht in seinem Elemente war der Poet aber in Gmunden in der Traungasse beim Holzinger. Da saß er manchen Abend in voller Lust und Freude.

„Der krumme Hoffinger," schreibt Julius von der Traun, „mit der Zither und der blinde Neuhuber mit der Geige — das sind die zwei rechten Leute, die sich der Toni schon längst gewünscht hat; die setzen ihm die Melodien zu seinen Liedern und zu seinen Chorstrophen und spielen ihm neue vor, zu denen er neue Texte dichtet. Und wenn gar die Fanni singt, dann fliegen die Stunden. So gehen Wochen ins Land, die Melodien werden aufgeschrieben, die vorhandenen Gedichte gesammelt und geordnet; denn Schosser denkt mit Ernst daran, sie herauszugeben . . ." Am Ufer des herrlichen Traunsees war ihm damals eine andere Welt aufgegangen und Hunderte von neuen Erscheinungen entzückten und beglückten ihn sichtlich . . .

Partien ins Gebirge wurden unternommen, es entstand das große declamatorische Gedicht „Dá Stieg ins Gamsbiri", in dem er die neuen Eindrücke in unübertrefflicher Weise lebendig schildert. Herzog Max in Bayern, der Vater der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ein sinniger Kenner und Förderer des Volksgesanges, hielt sich damals in der lieblichen Seestadt auf und lauschte gerne den Productionen des prächtigen Tagwerker'schen Nationalquartetts, das auch Schosser's Nationallieder zur Aufführung brachte. Der hohe, allseits verehrte und geliebte Gast hatte schnell den Werth und die Bedeutung dieser Naturdichtungen erkannt. Der Herzog forderte Schosser auf, seine Dichtungen herauszugeben, und 1849 erschien bei Friedrich Eurich in Linz das Werk unter dem Titel: „Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise." Herzog Max sendete dem Dichter für dessen Zuwidmung eine goldene Medaille, welche gerade in recht bitterer Zeit bei Schosser eintraf. Als dieser das Päckchen

vor dem Postmeister öffnete, erfaßte ihn die Freude über das schöne Geschenk derart, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen. „Siehst Du, Freund," sagte er schluchzend, „so ist das Künstlerleben! Seit acht Tagen habe ich keinen warmen Bissen gegessen und jetzt bekomme ich eine goldene Medaille . . ."

Mit dem schönen Sommer in Gmunden war auch der Sommer seines Lebens dahin. „Er hatte ihn verlebt, wie die Grille — singend, nun kam er vor die Thür der Ameise — es ist recht traurig, es niederschreiben zu müssen," meint Julius von der Traun. Mit dem Sänger der frischen Almenlieder ging es zu Ende. Er war eingekehrt in dem kleinen Häuschen seiner Schwester zu Losenstein, war brustkrank und verdrossen, zu jeder Arbeit unfähig, lebte dahin ohne Lust und Freude, in seiner Noth unterstützt von Freunden und einigen hohen Gönnern, so vom Herrschaftsbesitzer von Losenstein, Fürsten Karl Auersperg, Grafen Hardegg, Abt Benno von Admont und Anderen. Im Sommer 1849 wollte Schosser sich um einen Erwerb umsehen, raffte sich auf und ging nach Steyr. Aber sein Leben war schon gebrochen und in seinem „Abschied von Losstoan", seinem letzten mundartlichen Gedicht, riß er sich blutenden Herzens von dem geliebten Erdenfleck los, auf dem seine Heimathshütte stand und auf dem er so viel freudige und auch so viele — schwere und qualvolle Stunden verlebt hatte . . .

Schosser hat, wie kein Poet vor ihm und wie wohl keiner nach ihm, das Leben auf den Almen unserer Alpenwelt geschildert. Er war ein Zauberer, der es verstand, die farbenglühenden Bilder aus unseren Bergen, aus dem Hochgebirge, lebendig vor das geistige Auge des Hörers, wenn er declamirte, und des Lesers zu bringen. Wer je die Gemse pürschte, den Schildhahn beschlich oder in der Schwaighütte der Sennin in die schwarzen Aeuglein guckte, den ließ er seine Freuden in der Erinnerung wieder durchleben. Fröhliche Liebesstimmen und Töne wurden laut: Die Kuhglocken erklangen, der Brandvogel, das Haselhuhn schrie, und die tollen Juchezer der Aelplerinnen glaubte man zu hören. „In einer Reihe seiner Declamationen," schreibt Julius von der Traun, „sind die uralten sinnigen Gebräuche des Almfahrens, des Heimtreibens und der ganzen Alpenwirthschaft aufgezeichnet. Es sind dies ebensoviele Gedächtnißverse für die Jugend der Alpenthäler. In der Kindheit schon vernehmen sie die alten Gebräuche und sie werden sie wieder ihren Kindern vorsingen, und so wird in Sang und Klang die alte Sitte, mit ihr die alte Einfachheit und Treue bewahrt, und was der Strom der Zeit, die unvermeidlichen Stürme der nächsten

Zukunft vielleicht ins Meer der Vergessenheit hinabgeschwemmt hätten, das wird das Lied auf seinen Flügeln unversehrt als ein Wahrzeichen alter Sitte und alten Glückes zu unseren glücklicheren Enkeln hinübertragen... So bedeutend und segensreich ist die Sendung eines Dichters. Er ist ein Apostel der Zukunft und — das Aschenbrödel der Gegenwart..."

Schosser erzählt uns von den einsamen Schluchten der Grünau, vom Gebiete des Albenflusses, vom einsamen Albensee, von den Felswänden des hohen Priel, wenn die Sonne ihre Goldlichter über die kahlen Steinspitzen wirft, von dem frischen Leben der Aelpler... Mit lebendiger Treue, mit frappirender Plastik bildet er uns die wunderbaren Landschaften, zeigt uns die Seen und Bäche, die Thalgründe, die Höhen, die Sennhütten und Almweiden, die Stimmungen in der Natur, die Menschen und das Vieh, die alten keltischen Häuser der alten Bergler, ihren alten Glauben und ihr treues altes gutes Herz. Er führt uns hinauf in aller Morgenfrühe auf die Alm und läßt uns die Wunder eines Sommermorgens schauen — wenn die Schwalben pfeifen, die Gemsen springen, die Kräuter duften, das Haselhuhn wispelt, das Glockenvieh läutet — und er ruft mit seligem Herzen der Schwoagarin zu:

„... steh auf,
Nur dö Schönheit betracht'!
Schau, das hab'n nur mir da,
In Thal is no Nacht!..."

Aber die schöne Almerin ist krank, schwer krank.

Sie erwidert:

„... I steh nimmer auf,
Meine Kaiberl und Kühr
Griagn án andere Schwoag'rin —
Es geht mir schan für.
Nacht griag i an Stich
Mit dá Zung in dá Händ'
Von á kloan raoth'n Nadán
Beim Gras'n da ent.
In Thal stichts kao Nadán... —"

Aber der Dichter muß widersprechen:

„... Da irrst wohl weit,
Unt giebt's no mehrá Bruat,
Dö gern sticht mit'n Züngeln
Was no wüasá thuat..."

Ach, er hat sie ja auch genug gefühlt, diese Natternbrut, die jede Schönheit des Geistes begeifert und gerne Jeden im Tretrade des Alltagswerkelns sehen will ... Schosser hatte nicht etwa nur ein besonders begnadetes Auge, ein besonderes Empfinden für die Natur, wie andere Dichter diese Gaben ja auch besitzen und wie sie überhaupt keinem Dichter fehlen darf; Schosser's ganzes Fühlen, Denken, seine Seele, sein Herz, sein Gemüth waren ja aufgegangen in der Allmacht der Schöpfung, in den Wunderbildern der Bergnatur, in dem Wesen seiner Alpen, im heimathlichen Gebirge ... Man wird wirklich nirgends, und auch nicht in den Schriften anderer oberösterreichischer Dialektdichter, den feinen Zauber, den innigen Reiz, den die Natur des Hochgebirges und der Almen ausübt, so lebendig wiedergegeben finden, wie bei Schosser ...

In seinem declamatorischen Gedicht „Dá Stieg ins Gámsbiri" schildert er einen Gang zu nächtlicher Zeit auf die Gemshöhen; da heißt es:

„Dö Nacht is liabli, dá Mond scheint so schen,
Drum müaßn má heunt no ins Gámsbiri gehn ...."

und weiter, ein Bild vom Aufstieg:

„Dá Abendstern leucht't schan von Hintábirg[1]) her,
Koan Frosch in dá Laká, koan Grill meld't sie mehr,
Säuselt d' Luft schon so kühl,
Rauschen d' Bách gar so still;
Is schan hoch an dá Zeit,
Mittánacht nimmá weit.
Steign má halt außi mit Gottes Sögn,
Dáß uns koan Unglück nöt gschiacht,
Bis má zum Mauágupf auffi mögn,
Kimmt schan dá Tag und wird liacht.

Und im „Almfahrn" malt er uns mit seinen feinsten leuchtendsten Farben die Zeit des erwachenden Lenzes im Gebirge:

„... Wanns ön Fink herts, kimmt dá Auswärts[2])
Geht dö Luft schan wiedá liabli her durchs Thal.
Kemmán d' Schwalbn an, singán d' Lerchen schan,
Wirds zum Almfahrn endli do ámal ....

---

[1]) Hintergebirge. [2]) Frühling.

„... Dort bein Wögerl nist't schan 's Vögerl,
Hat in d' Holláſtaudn sein Nösterl auffi gmacht.
Nöbn á Steigerl wachsen d' Veigerl,
Habn án Gruch, ös is á wahre Pracht.

Grábt[1]) dá Tag kám, singt in Nußbám,
Hoch in Wipfel obn dá Rädling[2]) gar so schen;
Auf dá Alm nur, und kám d' Zeit zua,[3])
Will dá Schnee no nöt ganz wöggá gehn ...“

Was Schosser's Sangesbruder Moser von ihm so schön singt, das wird sicherlich Wiederhall finden in den Herzen Aller, welche die Lieder des unglücklichen Poeten kennen.

„Auf den kühnen Alpensteigen
Summt der Jäger deine Lieder,
Und es hallen deine Weisen
Traute Einsamkeiten wieder.

In der warmen Winterstube
Singt der Aelpler sie zur Zither,
Helle, warme Frühlingsstrahlen
In der Nacht der Ungewitter.

Deine Lieder wecken Heimweh,
Säuseln frisch wie Alpenlüfte,
Tragen fort in weite Fernen
Ihrer Wunderblumen Düfte.

Sind erfüllt von jenen Zaubern,
Die dort Berg und See umschweben,
Gleichen süßen Kinderträumen,
Denen Worte du gegeben.

Gleichen jenen Alpenblumen,
Die auf dürren Felsen blühen,
Kunstlos, einsam, ohne Pflege,
Voll doch süßen Reizes glühen.

Rein und klar war ihre Quelle,
Sprudelnd zwischen grünen Moosen,
Und bekränzt von deiner Muse
Mit den schönsten Alpenrosen.

---

[1]) Graut. [2]) Röthling. [3]) Herzu.

Deine Lieder wird man singen
Als ein Denkmal alter Sitte,
Bis das deutsche Grün verdorret
Unter der Baschkiren Tritte . . ."

Vor seinem Ende in Steyr, dichtete Schosser noch das schöne, von ahnungsvoller Wehmuth durchhauchte Gedicht in hochdeutscher Sprache, das er „Sehnsucht nach Losenstein" benannte und dessen Anfangsstrophen lauten:

„Losenstein, du theure Gegend,
Dich noch einmal möcht' ich seh'n;
Nur noch einmal auf den Bergen
Meiner Heimath möcht ich geh'n,
Wenn die schweren Hämmer klingen
Und die frohen Schmiede singen.

Alles voll von Blüthenbäumen,
Wie ein Garten ist das Thal,
Und die gold'nen Aehrenfelder
Zeigen Segen überall —
Und der Menschen Herzensgüte
In dem Haus und in der Hütte.'

Und sein sehnsuchtsvolles Bangen klingt am Schlusse des Gedichtes aus:

„Unverlöschlich brennt mein Sehnen —
Schicksal zeig' die Heimath mir,
Einmal noch in diesem Leben
Führe gütig mich zu ihr!
Denn mir nagen schon am Herzen
Andern Heimweh's bange Schmerzen."

Und wie Moser es prophezeit, wird unser Losensteiner Dichter fortleben in seinen Liedern im Lande an der Enns und Steyr, so lange es noch ein deutsches Grün in unseren Bergen giebt, so lange noch Jäger, Senninen und fröhliche Burschen auf den Almen und in den Thälern leben und so lange noch die Herzen derselben für ihre zaubervolle Heimath erglühen.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches seit 1868 und deren nächste Zukunft. Von Alexander v. Matlekovits. Leipzig 1891, Duncker & Humblot. In diesem Augenblicke, wo die Verhandlungen über eine wirthschaftliche Annäherung der beiden politisch verbundenen mitteleuropäischen Kaiserreiche im Zuge sind, deren Resultate in nicht zu ferner Zukunft in den gesetzgebenden Körperschaften dieser Staaten zur Discussion gelangen dürften, ist es ein höchst schätzenswerthes Werk, zu dessen Herstellung der ehemalige ungarische Staatssecretär, in dessen Ressort die Handelspolitik gehörte, seine Muße benützt hat. Es ist ein groß angelegtes, 963 Seiten haltendes Opus, in welchem fast das gesammte statistische und publicistische, über diesen Gegenstand vorhandene Material mit den persönlich im Laufe der Verhandlungen gewonnenen Erfahrungen zu einem Compendium vereinigt worden ist, welches in erster Linie von jenen weiten Kreisen mit Freude begrüßt werden wird, welche auf Grund gewissenhafter Studien sich ein Urtheil darüber zu bilden berufen sind, in welcher Weise bei der Neugestaltung des wirthschaftlichen Verhältnisses der Wohlfahrt ihres Landes am besten gedient wird. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen naturgemäß jene Abtheilungen des Werkes am werthvollsten, welche sich mit der geschichtlichen Entwickelung des jetzt zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche bestehenden handelspolitischen Verhältnisses befassen, die übersichtliche Zusammenstellung des diesbezüglichen reichhaltigen statistischen Materials und die Charakteristik der Zolltarife beider Reiche. Die mehr raisonnirenden Abschnitte des Werkes über die Wirkung der Zölle im Allgemeinen und über die wirthschaftlichen Folgen der Zollpolitik Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches sind naturgemäß zu subjectiv, um allerseits Billigung finden zu können. Besondere Schwierigkeiten bietet eine Beweisführung des factischen Einflusses des Schutzzolles auf die Preise — das haben in drastischer Weise erst die vor wenigen Wochen im deutschen Reichstage anläßlich der Aufhebung, respective

Ermäßigung der Getreidezölle gepflogenen Berathungen gezeigt, in deren Verlauf auf Grund unzweifelhaft richtigen statistischen Materials das gegentheilige Ergebniß herausdemonstrirt wurde, je nachdem der subjective Standpunkt der eines Schutzzöllners oder Freihändlers war. Und wäre es selbst möglich, mit apodiktischer Gewißheit nachzuweisen, daß die zur Zeit herrschende Schutzzollpolitik der vaterländischen Landwirthschaft und Industrie größere Nachtheile wie Vortheile gebracht hat, so vermöchte doch weder Oesterreich-Ungarn, noch das Deutsche Reich, heute in einseitiger Weise die Wege des Freihandels zu betreten. Und in dieser Richtung dürfen auch die mit der Zukunft der Zollpolitik sich beschäftigenden Schlußabtheilungen des Matlekovits'schen Werkes auf eine sehr große Beachtung Anspruch erheben, denn hier spricht nicht der enragirte Freihändler, sondern der gewiegte Staatsmann. Wir waren bereits in der angenehmen Lage, die von Matlekovits vertretenen Ansichten über die Zukunft der Zollpolitik, sowie insbesondere auch die Grundsätze für eine deutsch-österreichisch-ungarische Zollunion an dieser Stelle[1]) mitzutheilen. Mit dem Worte „Zollunion" ist ja vielfach Mißbrauch getrieben worden, und noch öfter ist es und wird es falsch verstanden, und daher hat die Meinung Verbreitung finden können, daß eine solche Zollunion gleichbedeutend sei mit dem Ruin der Landwirthschaft Deutschlands und der Industrie Oesterreichs und Ungarns. Alle Jene aber, welche darauf Anspruch erheben dürfen, daß ihre Auseinandersetzungen über eine Zollunion ernst genommen werden, haben nur als letztes, vielleicht niemals in den Bereich der Wirklichkeit tretendes Ziel eine Zollunion pur et simple vor Augen, und dieser Ansicht huldigt auch Matlekovits. Die Zollunion, wie sie Matlekovits vorschwebt, ist auch bereits in den Vertragsverhandlungen mit dem Deutschen Reiche im Jahre 1882 auf Antrag der ungarischen Regierung angeregt worden, aber nicht zur weiteren detaillirten Behandlung gelangt. Natürlich sollten unter dieser, sowie unter der jetzt von Matlekovits befürworteten Zollunion die Zollgrenzen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn bestehen bleiben und die zollvereinten Staaten sich nur so viel Begünstigungen im Zolltarif bieten, als dies bei ihren gegenwärtigen wirthschaftlichen Interessen nothwendig und möglich ist. Matlekovits bespricht übrigens die Idee einer Zollunion nicht allein mit lieblichen Phrasen, sondern derselbe bietet uns in seinem Werk den „Entwurf eines Unionsvertrages zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn" und einen „Vorschlag für den Außenzolltarif und für die Ausgleichsabgaben eines deutsch-österreichisch-ungarischen Zollvereines". Das Wesen dieses Zollvereines, durch dessen Erstellung die von beiden Reichen gegenwärtig angestrebten Vortheile ohne nachtheilige Rückwirkung auf deren anderweitige handelspolitische Beziehungen erreicht werden könnten, läßt sich am besten an einem concreten Beispiel demonstriren, und wir wählen zu diesem Zwecke die für Oesterreich-Ungarn wichtigste Tarifpost — das Getreide. Nach Matlekovits würde der Zolltarif des Zollvereines folgende Sätze aufweisen:

[1]) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", Band X, S. 107 bis 124.

	Außenzölle	Gegenwärtiger Zollsatz des Tarifes	
		deutsch	österr.-ungar.
	für 100 Kilogramm in Mark		
Weizen	5	5	3
Malz, Hafer	4	4	3
Roggen	3	5	3
Gerste	2·25	2·[illegible]5	1·50
Mais, Heidekorn, Hülsenfrüchte .	2	2	1—2
Hirse, Spelz, Halbfrucht	1	1	1
Mehl- und Mahlproducte	10·50	10·50	7·50

Es sind dies Tarifsätze, für welche sich in den gesetzgebenden Körperschaften der in Frage kommenden Staaten wahrscheinlich Majoritäten finden würden, wenn man die Ausgleichsabgaben auch wesentlicher herabsetzen würde, als man es bei dem Abschluß eines Handelsvertrages vermöchte. Den Außenzoll für Roggen will Matlekovits ermäßigt sehen, weil er den jetzigen für die deutschen Verhältnisse zu hoch hält. Mag sein, aber da das Zollerträgniß aus Roggen in Deutschland 23,049.153 und in Oesterreich-Ungarn 24.652 Mark beträgt, so könnte, falls es einmal zu Verhandlungen in vorgedachtem Sinne kommen sollte, in einem Falle wie dem vorliegenden nur das Votum des in so überragend starker Weise an dieser Frage betheiligten Compaciscenten den Ausschlag geben. M.

Gedichte von Anton v. Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. Leipzig 1890, A. G. Liebeskind.

In geschmackvoller Ausstattung sind im letzten Spätherbst die ausgewählten Gedichte von A. v. Schullern-Schrattenhofen erschienen. Schullern, 1832 zu Innsbruck geboren und 1889 ebendort plötzlich gestorben, war ein freundliches poetisches Talent mit gediegenem ästhetischen Urtheile und ein trefflicher Uebersetzer, wie er durch die Verdeutschung von Tegnér's „Axel“ bewiesen. Seine bedeutenden Verdienste

um das tirolische Schulwesen sichern ihm ein dauerndes Andenken. Der bescheidene Mann besaß reiche literarische Erinnerungen und war mit Wilhelm Grimm, Tempeltey, G. Herwegh, B. Auerbach, Wilhelm Jordan, Martin Greif, Longfellow, Björnstjerne-Björnson u. A. persönlich bekannt. Als selbstständiger Dichter ragt er namentlich durch die gelungenen häuslichen Elegien hervor, unter denen „Die alte Diele" ein Glanzstück der Sammlung bildet. Von reinem Empfinden und harmonisch gestaltetem Seelenleben zeugen auch die Gedichte im Hedwig-Cyklus, obwohl sie äußerlich in sehr anspruchslosem Kleide auftreten. Eine kurze, aber musterhaft gehaltene Lebensbeschreibung aus der Feder von J. Engensteiner in Innsbruck leitet die beachtenswerthe Sammlung würdig ein.

S. M. Prem.

Statistik des Unterrichtswesens der Hauptstadt Budapest für die Jahre 1882 bis 1885 und 1886 bis 1889. Von Joseph Körösi. Berlin 1890, Puttkammer und Mühlbrecht.

Diese beiden von dem Director des Budapester communal-statistischen Bureaus jüngst veröffentlichten zwei umfangreichen Werke geben wegen ihrer Mannigfaltigkeit einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der sämmtlichen communalen Schulen, und gestatten dadurch auch interessante Rückschlüsse auf die Entwickelung und die Verhältnisse der ungarischen Hauptstadt. Aus diesen Gründen haben wir uns der Mühe unterzogen, aus den in einzelnen Capiteln behandelten Schulgattungen einige Daten tabellarisch zusammenzustellen.

Gattung	Anzahl der Schulen	Zahl der Schüler
Elementar-Volksschulen	93	32.385
Gewerbeschulen	12	7.357
Bürgerschulen	4	1.605
Handelsschulen	6	466
Gymnasien	8	3.481
Realschulen	4	2.111
	129	47.405

Hierzu treten noch zwei Wiederholungsschulen mit 116 Schülern. Diese Schulgattung steht in Budapest auf dem Aussterbe-Etat und findet einen den praktischen Ansprüchen des Lebens mehr entsprechenden Ersatz in den Gewerbe- und Handelsschulen.

Besonders instructiv ist das Verhältniß der Confessionen bei den einzelnen Schulgattungen. Wir berücksichtigen in der nachstehenden Zusammenstellung nur die Katholiken, Protestanten und Israeliten, weil die Bekenner anderer Confessionen überhaupt nur in verschwindender Anzahl vorhanden sind. Es befanden sich in den

	Katholiken	Lutheraner	Calviner	Israeliten
Elementar-Volksschulen	19.157	1.050	1.499	6.564
Gewerbeschulen	1.347	87	89	299
Bürgerschulen	2.139	183	175	1.512
Handelsschulen	346	33	28	470
Gymnasien	1.586	304	298	880
Realschulen	904	90	68	884
	25.489	1.747	2.157	10.609

Ueber die Nationalität der Schulbesuchenden erhalten wir aus der Statistik leider nur bei den unteren Schulgattungen Aufschluß. Es befanden sich unter den Schülern der

	Ungarn	Deutsche	Slovaken
Elementar-Volksschulen	23.835	4.137	308
Gewerbeschulen	4.725	577	125

Zur Kennzeichnung der wirklich großartigen Entwickelung des communalen Schulwesens in Budapest seit der Vereinigung der Schwesterstädte im Jahre 1873 seien hier nur einige Daten über das Wachsthum der Elementar-Volksschulen angeführt. Die Anzahl derselben betrug 1873 55 und 1889 93, die Zahl der Besucher aber stieg in diesem Zeitraum von 16.556 auf 32.385. In Ergänzung der oben mitgetheilten Daten über Confession und Nationalität geben wir hier die Zahl der Repetenten an den Elementar-Volksschulen nach diesen beiden Eigenschaften. Es befanden sich unter je 1000 Schülern Repetenten: bei Israeliten 135, bei Lutheranern 148, bei Calvinern 155, bei Katholiken 183 und bei Ungarn 155, bei Deutschen 230, bei Slovaken 265. Entsprechend dem bedeutenden Anwachsen der Volksschulen in Budapest waren auch die Ausgaben der Commune, indem dieselbe allein für Volksschulbauten in den letzten 20 Jahren über vier Millionen Gulden verausgabte.

Und bei diesem interessanten Capitel über die Opfer, welche in neuerer Zeit seitens der Großstädte für die Erhaltung von Schulen gebracht werden, wollen wir am Schlusse noch einer anderen, ebenfalls jüngst erschienenen Schrift Joseph Körösi's Erwähnung thun. Es ist das alljährlich erscheinende „Bulletin annuel des finances des grandes villes", von dem jetzt der zehnte Bericht, das Jahr 1886 betreffend, zur Publication gelangt ist. Dasselbe enthält auch eine vergleichende Satistik sämmtlicher Ausgaben für Erhaltung der Schulen von 26 Großstädten, und theilen wir nachstehend aus diesen Zusammenstellungen jene Tabelle mit, aus welcher sich ergiebt, wieviel pro Kopf zu Schulerhaltungszwecken im Jahre 1886 von den angeführten 26 Großstädten pro Kopf der Bevölkerung verausgabt wurde.

Es verausgabte für Schulerhaltungszwecke im Jahre 1886:

		Francs			Francs
1. Frankfurt a. M.	per Kopf .	14.21	14. Budapest	per Kopf . .	7.25
2. Dresden	„ „ .	13.25	15. Lyon	„ „ . .	6.80
3. Barmen	„ „ .	11.22	16. Stockholm	„ „ . .	6.58
4. Wien	„ „ .	11.12	17. Königsberg	„ „ . .	5.67
5. Nürnberg	„ „ .	10.85	18. Turin	„ „ . .	5.61
6. Amsterdam	„ „ .	10.50	19. Kopenhagen	„ „ . .	4.99
7. Breslau	„ „ .	9.79	20. Mailand	„ „ . .	4.97
8. Berlin	„ „ .	9.75	21. Bologna	„ „ . .	3.97
9. Paris	„ „ .	9.60	22. Lemberg	„ „ . .	3.91
10. Prag	„ „ .	8.67	23. Venedig	„ „ . .	2.90
11. München	„ „ .	8.14	24. St. Peterburg	„ „ . .	1.55
12. Triest	„ „ .	7.85	25. Moskau	„ „ . .	1.36
13. Christiania	„ „ .	7.35	26. Warschau	„ „ . .	0.57

— y —

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Neue Folge der „Oesterreichischen Revue".

Register der ersten fünf Jahrgänge der Neuen Folge.

(April 1886 bis März 1891.)

Wien.
Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue
(II. Rauscherstraße 16).

11

Hauptregister

der ersten fünf Jahrgänge der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

Neue Folge der Oesterreischen Revue.*)

		Seite
I.	**Historisches; Zeitgeschichte und Biographie; Politik**	IV
II.	**Oeffentlicher Unterricht**	VI
III.	**Staats- und Volkswirthschaft**	VII
IV.	**Wissenschaft**	VIII
V.	**Literaturgeschichte**	X
VI.	**Bildende Kunst, Kunstgeschichte und Kunstarchäologie**	XI
VII.	**Musik und Theater**	XII
VIII.	**Landes- und Volkskunde in Schilderungen, Bildern und ethnographischen Skizzen**	XIII
IX.	**Untere Donauländer und Orient**	XIV
X.	**Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.** Enthält kleinere Aufsätze aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, der Volkswirthschaft, der Wissenschaft, der Literaturgeschichte, der Kunst und des Theaters, sowie Berichte über hervorragende Institute, Vereine und Gesellschaften der Monarchie und kritische Besprechungen bedeutenderer Erscheinungen auf den Gebiete der Literatur	XV
XI.	**Autorenverzeichniß**	XVI

Jeder Jahrgang enthält zwei Bände mit selbstständiger Paginirung und erscheinen im Nachweis der Band in römischen, die Seitenzahl in arabischen Ziffern. Jeder Band besteht aus sechs Heften und da jedes der ersten zwölf Hefte aus denen der erste und zweite Band (April 1866 bis März 1887) sich zusammensetzt, eine besondere Paginirung hat, so mußte im Nachweis bei den beiden ersten Bänden auch die Heftzahl angegeben werden. Bei den zur Vergleichung angezogenen Beiträgen entsprechen die eingeklammerten römischen Zahlen der Abtheilung, welcher dieselben angehören.

---

*) Das Inhaltsverzeichniß der „Oesterreichischen Revue", welches 46 Bände in der Stärke von je 10 bis 23 Bogen umfaßt, ist in dem ersten Heft des ersten Bandes der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue", Seite 64–80, enthalten.

Historisches; Zeitgeschichte und Biographie; Politik.

Wilhelm v. Tegetthoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt von Joseph Ritter v. Lehnert. (Mit einer Abbildung des Tegetthoff-Monumentes zu Wien von Karl Kundmann und einem Autograph Tegetthoff's aus dem Schlachtbericht von Lissa.) Bd. I, Heft VI, S. 5; Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.

Franz Déak. (Mit der Abbildung des Déak-Monumentes in Budapest.) Von Gustav Steinbach. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.

Kaiser Joseph II. letzte Tage. Von Gustav Amon v. Treuenfest. Bd. II, Heft I, S. 5.

Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn v. Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Von Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.

Gabriel v. Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Von Hermann Hallwich. Bd. II, Heft II, S. 19.

Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. Bd. II, Heft III, S. 1 und Bd. III, S. 1.

Ein Handschreiben Kaiser Joseph II. Von Franz Martin Mayer. Bd. II, Heft VII, S. 55.

Leopold I., Herzog von Lothringen. Von Gustav Amon v. Treuenfest. Bd. IV, S. 257.

Joseph v. Sonnenfels und seine Schüler. Von Georg Deutsch. Bd. V, S. 177.

Rugierus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Von Eugen Gelcich. Bd. VI, S. 332.

Beda Dudík. Von Georg Deutsch. Bd. IX, S. 221.

Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Von Hans Schlitter. Bd. I, Heft I, S. 5.

Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Von Edmund Schebek. Bd. I, Heft III, S. 26.

Die Auersperge in Krain. Von Paul v. Radics. Bd. I, Heft IV, S. 5.

Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Von Gustav Amon v. Treuenfest. Bd. I, Heft V, S. 5.

Die Gründung der Grazer Universität. Von Franz Martin Mayer. Bd. II, Heft VIII, S. 32.

Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's v. Scheiger. Von Wendelin Boeheim. Bd. III, S. 129 und 206.

Die Geschichte von Abbazia. Von Paul v. Radies. Bd. III, S. 223.

Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Ein Versuch von Max Büdinger. Bd. IV, S. 257.

Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich. Von Joseph v. Lehnert. Bd. V, S. 1.

Die ersten Emigranten in Wien. 1789 bis 1795. Von Eugen Guglia. Bd. V, S. 177.
Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österreichischen Verfassungsgeschichte. Von Gustav Steinbach. Bd. V, S. 289.
Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Von Eugen Gelcich. Bd. V, S. 311.
Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Von Eugen Guglia. Bd. V, S. 338.
Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Geschichtserinnerungen aus Anlaß des 40jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät Kaiser König Franz Joseph I. Von Paul v. Radics. Bd. VI, S. 1.
Gerhard van Swieten's Berufung als Leibarzt und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Von Alexander Gigl. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleiches. Eine Denkschrift des Grafen Georg Apponyi aus dem Jahre 1863 an Se. Majestät den Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 241.
Die Regierung der nordamerikanischen Repubik und die ungarische Frage im Jahre 1848 und 1849. Von Hans Schlitter. Bd. VII, S. 1 und Bd. X, S. 1.
Der Tag von Solferino. 24. Juni 1859. Zur 30jährigen Wiederkehr. Von Freiherr v. Binder-Krieglstein. Bd. VII, S. 101.
Mähren unter Karl VI. (1712 bis 1740). Von Wilhelm Schram. Bd. VII, S. 241.
Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Nach den Quellen dargestellt von Georg Deutsch. Bd. VII, S. 177 und 259.
Kaiser Joseph II. Handbillet vom 4. December 1783 über die Besorgung der Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Die Dynastie Habsburg-Lothringen. (Bis zum Tode des Kronprinzen Rudolf.) Historisch-statistische Skizze von Vincenz Goehlert. Bd. VIII, S. 177.
Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Von Eugen Guglia. Bd. VIII, S. 186.
Die Reisen Kaiser Joseph II. und ihre Bedeutung für Oesterreich-Ungarn, besonders vom volkswirthschaftlichen Standpunkte. Zum hundertsten Gedenktag seines Todes am 20. Februar 1790. Von Paul v. Radics. Bd. VIII, S. 241 und Bd. X, S. 10 und 125.
Die Entwickelung des böhmischen Adels. Von Peter Anton Ritter v. Schlechta-Wssehrdsky zu Wyserd. Bd. IX, S. 81, 193 und 265; Bd. X, S. 10, 125 und 274.
Meine Erinnerungen an die Schlacht von Magenta (4. Juni 1859). Erzählt von Karl Freiherrn v. Binder-Krieglstein. Bd. IX, S. 115.
Die Anfänge der europäischen Politik des Königs Mathias von Ungarn 1464 bis 1470. Von Wilhelm Fraknói. Bd. X, S. 65.
Aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815. Von Franz v. Krones. I. Erzherzog Karl von Oesterreich und Großfürstin Katharina

Paulowna. Bd. X, S. 257 — II. Die deutschen Heirathen der Erzherzoge Karl und Joseph von Oesterreich. Bd. X, S. 263 — Briefe Erzherzogs Karl und Erzherzog Palatins Joseph an Erzherzog Johann. Bd. X, S. 267.

Zu vergleichen:

Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. (II.)
Das österreichisch-ungarische Consularwesen. (III.)
Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. (III.)
Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Ostasien. (III.)
Karl Freiherr v. Reichenbach. (III.)
Johann Gottlieb Justi. (III.)
Baron Wüllerstorf-Urbair. (III.)
Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung. (IV.)
Rückblicke auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert. (V.)
Juliane Herzogin von Giovane. (V.)
August Trefort's Denkreden. (V.)
Zur Ethnographie von Dalmatien. (VIII.)
Der Rivalitätskampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auf der Balkanhalbinsel. (IX.)
Der Islam in Bosnien. (IX.)
Das heutige Griechenland. (IX.)

II. Oeffentlicher Unterricht.

Unser gewerblicher Unterricht. Von Bruno Bucher. Bd. I, Heft I, S. 45.
Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Von Friedrich Simony. Bd. I, Heft V, S. 59.
Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Von Wilhelm Exner. Bd. I, Heft V, S. 59.
Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Von Albert Ilg. Bd. III, S. 41.
Die österreichischen und ungarischen Schifffahrtsschulen. Von Eugen Gelcich. Bd. III, S. 328.
Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung und seinem jetzigen Stande. Von Sigmund Grünberg. Bd.V, S. 193
Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. Von Egydius Freiherr van Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

Zu vergeichen:

Joseph v. Sonnenfels und seine Schüler. (I.)
Gerhard van Swieten's Berufung. (I.)
Rugierus Boscovich. (I.)
Die Gründung der Grazer Universität. (I.)
Johann Gottlieb Justi. (III.)
Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Museums für Kunst und Industrie. (VI.)

Die böhmischen Musikschulen. (VII.)
Geistiges Leben in Serbien. (IX.)
Das heutige Griechenland. (IX.)
Abtheilung IV. Wissenschaft.

III. Staats- und Volkswirthschaft.

Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Von Alexander Peez. Bd. I, S. 18.
Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Von Heinrich Kröhnke. Bd. I, Heft II, S. 14.
Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Von Max v. Hantken. Bd. I, Heft I, S. 33.
Die Aufhebung des Triester Freihafens. (Mit einem Holzschnitt.) Von Alexander Dorn. Bd. IV, S. 23.
Die Flußregulirungen in Ungarn. Von Johann Hunfalvy. Bd. I, Heft V, S. 21.
Die Wienflußregulirung. Von Franz Berger. Bd. I, Heft VI, S. 21.
Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Von Johann Auspitzer. Bd. II, Heft VIII, S. 42.
Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Von Friedrich Kleinwächter. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Ungarns Weinbau und Weinhandel. Von Stephan Molnár. Bd. II, Heft I, S. 10.
Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Von Raphael Hoffmann. Bd. II, Heft I, S. 19 und Heft IX, S. 40.
Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern und anderwärts. Eine statistische Skizze von Dr. Julius Wolf. Bd. III, S. 243.
Das k. und k. technische und administrative Militärcomité in Wien. Von H. Sz. Bd. III, S. 124.
Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Von Adolf Beer. Bd. III, S. 273.
Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn. Von Joh. B. Meyer. Bd. III, S. 337.
Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Ostasien. Von Eugen Gelcich. Bd. IV, S. 180.
Die Wohnverhältnisse der arbeitenden Classen in den österreichischen Städten. Von Ernst Mischler. Bd. IV, S. 201.
Die Herstellung einer Wasserstraße zwischen der Donau und der Oder. Von Joh. B. Meyer. Bd. IV, S. 303.
Eine österreichische Fischereigesellschaft. Zur bevorstehenden Gründung. Von Eugen Gelcich. Bd. IV, S. 339.
Die Wiener Stadtbahnfrage. (Mit sieben Abbildungen.) Von Wilhelm v. Flattich. Bd. V, S. 87.
Das untere Narrentathal. Von Eugen Gelcich. Bd. V, S. 228.

Die österreichische statistische Centralcommission. Zu ihrem 25jährigen Bestande. Von Joh. B. Meyer. Bd. V, S. 278.
Karl Freiherr v. Reichenbach. Ein Beitrag zur österreichischen Industriegeschichte. Von Georg Deutsch. Bd. V, S. 322.
Die sociale Versicherung in Oesterreich. Von Moritz Ertl. Bd. VI, S. 42.
Der Donau-Oder-Canal. Von Joh. B. Meyer. Bd. VIII, S. 36.
Bemerkungen zur Volkszählung vom 31. December 1890. Von Joh. B. Meyer. Bd. VIII, S. 155.
Johann Gottlieb Justi, der erste Lehrer der Cameralwissenschaft in Oesterreich. Von Georg Deutsch. Bd. VIII, S. 199.
Baron Wüllerstorf-Urbair und die Entwickelung des Freihandels in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Alexander v. Matlekovits. Bd. VIII, S. 269 und Bd. IX, S. 45.
Ueber die Nothwendigkeit einer österreichisch-ungarischen Colonialpolitik. Bd. IX, S. 172, 234 und 348.
Die Drauregulirung in Kärnten. Von Franz Freiherr Schmidt v. Zabierów. Bd. IX, S. 303.
Die nächste Zukunft der Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches. Von Alexander v. Matlekovits. I. Die Zukunft der Zollpolitik im Allgemeinen. Bd. X, S. 107. — II. Grundsätze für eine deutsch-österreichisch-ungarische Zollunion. Bd. X, S. 119.

Zu vergleichen:

Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. (I.)
Joseph v. Sonnenfels und seine Schüler. (I.)
Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. (I.)
Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. (I.)
Mähren unter Karl VI. (I.)
Die Reisen Kaiser Joseph II. und ihre Bedeutung für Oesterreich-Ungarn, besonders vom volkswirthschaftlichen Standpunkt. (I.)
Unser gewerblicher Unterricht. (II.)
Das technologische Gewerbemuseum. (II.)
Der hygienische Congreß. (IV.)
Rückblicke auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert. (V.)
Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Museums für Kunst und Industrie. (VI.)
Das Franzensmuseum in Brünn. (VI.)
Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit. (VIII.)
Skizzen aus den Quarneroinseln. (VIII.)
Das heutige Griechenland. (IX.)
Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. (IX.)

IV. Wissenschaft.

Der Stand der Agrarmeteorologie in Oesterreich. Von Joseph Ritter v. Lorenz-Liburnau. Bd. II, Heft VII, S. 16.

Versuch einer rationellen Begründung der Ethik. Von Adolf Lederer. Bd. II, Heft I, S. 32; Heft II, S. 33 und Heft IX, S. 19.
Die k. k. geographische Gesellschaft in Wien. Von Franz v. Le Monnier. Bd. II, Heft VIII, S. 55.
Das k. und k. militär-geographische Institut in Wien. Von Ottomar Volkmer. Bd. II, Heft I, S. 61.
Von den ersten Thatsachen des Bewußtseins. Ein Beitrag zur Erkenntnißlehre. Von Theodor Loewy. Bd. III, S. 163.
Die k. k. österreichische zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien. Von Ludwig v. Lorenz. Bd. III, S. 372.
Aus der österreichischen Criminalstatistik. Von Karl Seefeld. Bd. III. S. 120.
Die fossilen Knochenreste von Maragha im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien. Von Nicolaus Wang. Bd. III, S. 255.
Der VI. internationale Congreß für Hygiene und Demographie in Wien. — I. Der hygienische Congreß. Von Hans Buchner. Bd. IV, S. 38. — II. Der demographische Congreß. Von Ernst Mischler. Bd. IV, S. 49.
Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich und Ungarn. Von Nicolaus Wang. Bd. IV, S. 95 und 159.
Der Landschaftscharakter der persischen Steppen und Wüsten. Von Otto Stapf. Bd. IV, S. 227 und 348; Bd. V, S. 51 und 155.
Linguistische und historisch-ethnographische Studien in Ungarn. Von Paul Hunfalvy. Bd. V, S. 25 und 118.
Das Institut für österreichische Geschichtsforschung und die österreichischen Archive. Von Joseph Lampel. Bd. V, S. 266.
Eine verschollene Idee? Von Junius. Bd. V, S. 344.
Das botanische Studium an der Wiener Universität. I. Die Lehrkanzel für systematische Botanik. Von Richard v. Wettstein. Bd. VI, S. 170. — II. Die Lehrkanzel für Anatomie und Physiologie der Pflanze. Von Hans Molisch. Bd. VI, S. 355.
Philosophie und Philosophen in Oesterreich. Von Robert Zimmermann. Bd. VI, S. 177 und 259.
Die österreichische Strafgesetzgebung seit 1850. Von Wilhelm Wahlberg. Bd. VI, S. 199 und 273.
Die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. (1770 bis 1889.) Von Joseph Kalousek. Bd. VII, S. 59.
Die zoologische Station in Triest. Von Robert v. Lendenfeld. Bd. VII, S. 136.
Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung. Von Albert Jäger. Bd. VIII, S. 1.
Die Dolomiten. Von Robert v. Lendenfeld. Bd. VIII, S. 87.
Das k. und k. naturhistorische Hofmuseum. Von Otto Stapf. Bd. VIII, S. 116 und 231; Bd. IX, S. 154.
Die beiden Grundprobleme des Schönen. Von Ed. Kulke. Bd. VIII, S. 211.
Kirchliche Feiertage an den Daten heidnischer Sonnenfeste. Von A. Th. Christ. Bd. VIII, S. 335.

Zur Organisation der österreichischen Archive. Von Joseph Lampel. Bd. IX, S. 328.

Zu vergleichen:

Joseph v. Sonnenfels und seine Schüler. (I.)
Rugierus Boscovich. (I.)
Beda Dudík. (I.)
Die Gründung der Grazer Universität. (I.)
Vergangene Tage in Oesterreich. (I.)
Gerhard van Swieten's Berufung. (I.)
Johann Gottlieb Justi, der erste Lehrer der Cameralwissenschaft in Oesterreich. (III.)
Rückblicke auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert. (V.)
Unser Realismus in Kunst und Literatur. (VI.)
Zur Ethnographie von Dalmatien. (VIII.)
Geistiges Leben im Königreich Serbien. (IX.)
Abtheilung II. Oeffentlicher Unterricht.

V. Literaturgeschichte.

Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh. (Von 1862 bis 1874.) Bd. I, Heft I, S. 51; Heft II, S. 55; Heft III, S. 47; Heft IV, S. 52; Heft V, S. 46; Heft VI, S. 57.

Johann Christian Günther. Von Max Kalbek. Bd. I, Heft II, S. 24 und Heft III, S. 34.

Rückblicke auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert, mit besonderer Beachtung der Entwickelung der böhmischen Literatur seit Maria Theresia. Von Joseph Jireček. Bd. I, Heft V, S. 38 und Heft VI, S. 47; Bd. II, Heft III, S. 33 und Heft VII, S. 48.

Grillparzer in Deutschland. Von Emil Kuh. Bd. II, Heft I, S. 1.

Oesterreichischer Volksschriftenverein. Von Hans Maria Truxa. Bd. II, Heft IX, S. 61.

Juliane, Herzogin von Giovane. Von Eduard Guglia. Bd. III, S. 88.

Von deutscher Dichtung in Böhmen. Von Alfred Klaar. Bd. III, S. 612 und Bd. IV, S. 66.

August Trefort's Denkreden. Von Moritz Necker. Bd. IV, S. 119.

Moritz Schleifer. Von Adolf Pichler. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. V, S. 241.

Grillparzer als Dramatiker. Aus Anlaß der Enthüllung seines Denkmales in Wien. (Mit einer Abbildung des Gillparzer-Monumentes zu Wien.) Von August Sauer. Bd. VII, S. 65 und 183.

Der Schelmenroman unter besonderer Berücksichtigung seiner Verbreitung in Oesterreich-Ungarn. Von Rudolf v. Payer. Bd. VII, S. 285.

Michael Stotter. Ein kleiner Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Von Adolf Pichler. Bd. VI, S. 80.

Anastasius Grün und seine engere Heimath Krain. Ein Beitrag zu seiner Biographie mit Briefen des verewigten Poeten. Von Heinrich Penn. Bd. VIII, S. 23.

Aus dem Wiener Lager der Romantik. Mit ungedruckten Briefen von H. G. v. Bretschneider, Wilhelm v. Schlegel und Adam Müller. Von Richard Maria Werner. Bd. VIII, S. 283.
Bauernkomödien in Tirol. Von Joseph v. Bühl. Bd. IX, S. 68.
Ferdinand v. Saar. Eine Studie von Victor P. Hubl. Bd. IX, S. 163.
Zu meiner Zeit. Von Adolf Pichler. Bd. IX, S. 252 und 366; Bd. X, S. 47, 167 und 246.
Grillparzer's Traum ein Leben. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Von Rudolf v. Payer. Bd. X, S. 34 und 153.
Charles Sealsfield. Eine Studie von Karl Freiherr v. Binder-Kriegelstein. Bd. X, S. 225.
Geschichte des Wiener Zeitungswesens bis zum Jahre 1800. Von Zencker. Bd. X, S. 287.
Oberösterreichische Dialektdichter. Eine Skizze von Ernst Keiter. Bd. X, S. 307.

Zu vergleichen:

Vergangene Tage in Oesterreich. (I.)
Die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. (IV.)
Die Entwickelung des ungarischen Nationaltheaters. (VII.)
Die böhmischen Musikschulen. (VII.)
Geistiges Leben im Königreich Serbien. (IX.)
Abtheilung X. Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

VI. Bildende Kunst, Kunstgeschichte und Kunstarchäologie.

Unser Realismus in Kunst und Literatur. Von Albert Ilg. Bd. I, Heft III, S. 5.
Moderne Architektur in Oesterreich und Ungarn. Von Julius Deininger. Bd. II, Heft VII, S. 37.
Die Kunst in Dalmatien. Von Alois Hauser. I. Einleitung. Bd. II, Heft IX, S. 52. — II. Die Antike. Bd. II, Heft IX, S. 54. — III. Das Mittelalter. Bd. III, S. 29. — IV. Die neuere Zeit. Bd. IV, S. 147.
Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Von Camillo Sitte. Bd. III, S. 65.
Die Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst im k. k. Oesterreichischen Museum in Wien. I. Die historische Abtheilung von Theodor Frimmel, Bd. III, S. 144. — II. Die moderne Abtheilung. Von Dr. Albert Ilg. Bd. III, S. 147.
Die Ausgrabungen in Carnuntum. Von Alfred v. Domaszewsky. Bd. I, Heft I, S. 64.
Die Gruft in der St. Annakirche in Wien. Von Alois Hauser. Bd. I, Heft II, S. 60.
Die St. Ruprechtskirche in Wien. Von Alois Hauser. Bd. I, Heft V, S. 63.

Die erste internationale Ausstellung der graphischen Künste in Wien. Von Ottomar Volkmer. Bd. II, Heft III, S. 61.
Neue österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie. Von Georg Niemann. Bd. III, S. 193.
Die Kunst in Ungarn. Von Franz Pulszky. Bd. III, S. 232.
Das Denkmal Franz Déak's in Budapest. (Mit einer Abbildung des Denkmales.) Von Franz Pulszky. Bd. IV, S. 1.
Kunsthistorische Studien aus Obersteiermark. Von Joseph Wastler. Bd. V, S. 241.
Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Museums für Kunst und Industrie. Von Bruno Bucher. Bd. VII, S. 9.
Die Chorcapellen der Votivkirche in ihrem neuen Farbenschmuck. Von Karl Lind. Bd. VIII, S. 79.
Georg Raphael Donner, seine Vorgänger und Zeitgenossen. Von Joseph Dernjac. Bd. VIII, S. 135.
Das Franzens-Museum in Brünn. Von Wilhelm Schram. Bd. X, S. 26.

Zu vergleichen:

Wilhelm v. Tegetthoff. (I.)
Zur Frage der ästhetischen Erziehung. (II.)
Grillparzer als Dramatiker. (V.)
Der Verein für Landeskunde in Niederösterreich. (VIII.)
Das heutige Griechenland. (IX.)

VII. Musik und Theater.

Die Entwickelung des ungarischen Nationaltheaters. Zum fünzigjährigen Jubiläum. Von Eduard Paulay. Bd. IV, S. 285.
Das deutsche Volkstheater in Wien. Von Theodor Loewe. Bd. VIII, S. 79.
Die böhmischen Musischulen. Auf Grund verbürgter Quellen und Nachrichten dargestellt von Rudolf Freiherr Procházka. Bd. VIII, S. 296.
Neue Lieder und Gesänge. Gedichte von Möricke und Eichendorff, componirt von Hugo Wolff. Von Heinrich Rauchberg. Bd. VIII, S. 106.
Neuaufführungen im k. und k. Hofburgtheater zu Wien. Von Theodor Loewe. Bd. IV, S. 117, 189 und 367; Bd. V, S. 166; Bd. VI, S. 358; Bd. VII, S. 168; Bd. VIII, S. 59; Bd. X, S. 60.
Die Eröffnung des neuen k. und k. Hofburgtheaters in Wien. Von Dr. Theodor Loewe. Bd. VI, S. 109.

Zu vergleichen:

Bauernkomödien in Tirol. (V.)
Unser Realismus in Kunst und Literatur. (VI.)
Die Kunst in Ungarn. (VI.)

VIII. Landes- und Volkskunde in Schilderungen, Bildern und ethnographischen Skizzen.

Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit. Eine culturhistorische Skizze. Von J. C. Maurer. Bd. I, Heft III, S. 38.
Skizzen aus den Quarneroinseln. Von Eugen Gelcich. I. Wie die Lussignaner Seefahrer wurden. Bd. II, Heft I, S. 51. — II. Die Sandinsel Sansego. Bd. II, Heft II, S. 45. — III. Die Insel Arbe in Dalmatien. Bd. III, S. 109. — IV. Ossero. Bd. III, S. 185.
Der Einsiedler von Taur. Ein Beitrag zur Kenntniß des Einsiedlerwesens in Tirol. Von J. C. Maurer. Bd. III, S. 178.
Zur Ethnographie von Dalmatien. Von Herm. Ign. Bidermann. — I. Einleitung. Bd. VI, S. 61. — II. Kroaten. Bd. VI, S. 68. — III. Serben und Morlaken. Bd. VI, S. 132. — IV. Italiener und Deutsche. Bd. VI, S. 209. — V. Griechen, Albanesen, Spanier. Bd. VI, S. 338.
Der Verein für Landeskunde in Niederösterreich. Von Anton Mayer. Bd. IV, S. 373.
Die ältesten Forschungen in den mährischen Kalkhöhlen. Von Georg Deutsch. Bd. VII, S. 38.
An Oesterreichs Alpenbahnen. Ein Führer im Liede durch Oesterreichs Hochgebirgswelt. Von Paul v. Radics. Bd. VII, S. 152 und 208.

Zu vergleichen:

Ein Handschreiben Kaiser Joseph II. (I.)
Vergangene Tage in Oesterreich. (I.)
Die Geschichte von Abbazia. (I.)
Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. (I.)
Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. (I.)
Mähren unter Karl VI. (I.)
Die Reisen Kaiser Joseph II. (I.)
Die Entwickelung des böhmischen Adels. (I.)
Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. (III.)
Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. (III.)
Die Wohnverhältnisse der arbeitenden Classen in den österreichischen Städten. (III.)
Das untere Narrentathal. (III.)
Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich und Ungarn. (IV.)
Der Landschaftscharakter der persischen Steppen und Wüsten. (IV.)
Linguistische und ethnographische Studien in Ungarn. (IV.)
Die Dolomiten. (IV.)
Rückblicke auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert. (V.)
Bauernkomödien in Tirol. (V.)

Zu meiner Zeit. (V.)
Die Kunst in Dalmatien. (VI,)
Kunsthistorische Studien aus Obersteiermark. (VI.)
Die Entwickelung des ungarischen Nationaltheaters. (VII.)
Die böhmischen Musikschulen. (VII.)
Die Albanesen. (IX.)
Der Islam in Bosnien. (IV.)
Das heutige Griechenland. (IX.)

IX. Untere Donauländer und Orient.

Der Rivalitätskampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auf der Balkanhalbinsel. Von Hermann Vambéry. Bd. I, Heft II, S. 5.
Die politische Stellung zwischen Serbien und Bulgarien. Von Felix Kanitz. Bd. I, Heft I, S. 32.
Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. Von Karl Keleti. Bd. I, Heft I, S. 40 und Heft III, S. 18.
Die Albanesen von Gustav Meyer. Bd. I, Heft VI, S. 44; Bd. IV, S. 82.
Geistiges Leben im Königreich Serbien. Von Felix Kanitz. — I. Die aufgelöste Belgrader gelehrte Gesellschaft und die neubegründete königlich serbische Akademie der Wissenschaften. Bd. II, Heft II, S. 55. — II. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft" im letzten Decennium. Bd. II, Heft II, S. 57. — III. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft" auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Bd. II, Heft III, S. 48. — IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft" auf historischem Gebiete. Bd. III, S. 54.
Der Islam in Bosnien. Von Clemens Freiherr v. Lilien. Bd. IV, S. 324.
Das heutige Griechenland. Von Gustav Meyer. Bd. VII, S. 316 und Bd. VIII, S. 25.
Ethnographische Veränderungen in Bulgarien seit Errichtung des Fürstenthums. Bd. X, S. 173.

Zu vergleichen:

Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. (III.)
Das österreichisch-ungarische Consularwesen. (III.)
Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Ostasien. (III.)
Ueber die Nothwendigkeit einer österreichisch-ungarischen Colonialpolitik. (III.)
Der Landschaftscharakter der persischen Steppen und Wüsten. (IV.)
Neue österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie. (VI.)

X. Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Ein Theil der unter dieser Rubrik enthaltenen Aufsätze ist namentlich in den einzelnen Abtheilungen aufgeführt worden. Die außerdem unter dieser Rubrik sich befindenden Aufsätze, Berichte, Literaturbesprechungen konnten aus Raummangel nicht einzeln aufgeführt werden, es wurde daher nur summarisch der Band, resp. Heft und Seite hier angeführt, wo die unter diesem Titel veröffentlichten Themen zu finden sind. Die Tendenz, welche bei Einführung der Rubrik „Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn" die leitende war, ist im I. Band, und zwar im I. Heft S. 56 unter dem Titel: „Vorwort zu einer Rundschau im Gebiete der Wissenschaft" auseinandergesetzt worden.

In die Rubrik Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn fallende Abhandlungen befinden sich in:

Band I: Heft I, S. 56; Heft II, S. 63; Heft III, S. 61; Heft IV, S. 63; Heft V, S. 64; Heft VI, S. 61.
„ II: Heft VII, S. 63; Heft VIII, S. 63; Heft IX, S. 61 (1886); Heft I, S. 61; Heft III, S. 54 (1887).
„ III: S. 120, 124, 128, 253, 255, 372.
„ IV: S. 116, 119, 126, 189, 252, 367, 373.
„ V: S. 63, 166, 171, 278, 283, 351.
„ VI: S. 109, 174, 238, 358, 362.
„ VII: S. 168, 175, 333, 339.
„ VIII: S. 59, 61, 167, 175, 238, 362.
„ IX: S. 78, 191, 262, 264.
„ X: S. 57, 60, 253, 340.

Inhaltsverzeichniß der „Oesterreichischen Revue". Bd. I, Heft I, S. 65.

Autoren.

Den Namen der Autoren ist Band und Seitenzahl der Beiträge angefügt; nur bei den in den ersten beiden Bänden enthaltenden Aufsätzen ist statt der Seitenzahl die Nummer des Heftes gesetzt, weil im ersten Jahrgang jedes einzelne Heft eine eigene Paginirung hat.

Amon, Gustav Ritter v. Treuenfest, k. u. k. Major a. D. in Wien. Bd. I, Heft V; Bd. II, Heft I; Bd. IV, S. 193.

Auspitzer, Dr. Johann, in Wien. Bd. II, Heft VIII.

Beer, Dr. Adolf, k. k. Hofrath in Wien. Bd. II, Heft III; Bd. III, S. 1 und 273.

Berger, Franz, Baudirector der Stadt Wien. Bd. I, Heft VI.

Biedermann, Dr. Hermann Ignaz, Professor an der Universität in Graz. Bd. VI, S. 61, 68, 132, 209 und 338.

Binder-Krieglstein, Karl Freiherr v., in St. Georgen bei Wildon. Bd. VII, S. 101; Bd. IX, S. 115; Bd. X, S. 225.

Boeheim, Wendelin, Custos der Sammlung von Waffen und kunstindustriellen Gegenständen des allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. III, S. 129 und 206.

Bucher, Bruno, k. k. Regierungsrath und Vicedirector des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien. Bd. I, Heft I; Bd. VII, S. 9.

Buchner, Dr. Hans, in München. Bd. IV, S. 38.

Büdinger, Dr. Max, Professor an der Universität in Wien. Bd. IV, S. 257.

Bühl, Joseph v., in Innsbruck. Bd. IX, S. 68.

Christ, A. Ph., Gymnasialprofessor in Prag. Bd. VIII, S. 335.

Deininger, Julius, Professor an der Staatsgewerbeschule in Wien. Bd. II, Heft VII.

Dernjač, Dr. Joseph, Scriptor an der Bibliothek der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Bd. VIII, S. 135.

Deutsch, Georg, in Brünn. Bd. V, S. 65; Bd. V, S. 322; Bd. VII, S. 38, 177 und 259; Bd. VIII, S. 199; Bd. IX, S. 221.

Domaszewski, Dr. Alfred v., Universitätsprofessor in Heidelberg. Bd. I, Heft I.

Dorn, Dr. Alexander, in Wien. Bd. I, Heft IV.
Ertl, Dr. Moritz, Ministerialconcipist im k. k. Ackerbauministerium in Wien. Bd. VI, S. 42.
Exner, Dr. Wilhelm, k. k. Hofrath und Director des technologischen Gewerbemuseums in Wien. Bd. I, Heft V.
Flattich, Wilhelm Ritter v., in Wien. Bd. V, S. 86.
Fraknói, Dr. Wilhelm, zweiter Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest. Bd. X, S. 65.
Frimmel, Dr. Theodor. Custosadjunct der Sammlungen von Waffen und kunstgewerblichen Gegenständen des allerhöchsten Kaiserhauses in Wien. Bd. III, S. 144.
Gelcich, Eugen, Director der k. k. nautischen Schule in Lussinpiccolo. Bd. II, Heft I und II; Bd. III, S. 109, 185 und 328; Bd. IV, S. 180 und 339; Bd. V, S. 228 und 311; Bd. VI, S. 332.
Gigl, Alexander, ehemaliger Archivar des k. k. Ministeriums des Innern in Wien. (†) Bd. VI, S. 113.
Goehlert, Dr. Vincenz, k. k. Regierungsrath in Graz. Bd. VIII, S. 177.
Grünberg, Dr. Sigmund, in Wien. Bd. V, S. 193.
Guglia, Dr. Eugen, Professor in Wien. Bd. III, S. 88; Bd. V, S. 177 und 338; Bd. VIII, S. 186.
Hallwich, Dr. Hermann, kaiserlicher Rath &c. in Wien. Bd. II, Heft II.
Hantken, Dr. Max v., Professor an der Universität in Budapest. Bd. I, Heft II.
Hauser, Alois, k. k. Baurath und Professor an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien. Bd. I, Heft III und V; Bd. II, Heft IX; Bd. III, S. 29; B. IV, S. 147.
Helfert, Dr. Joseph Alexander Freiherr v., wirklicher geheimer Rath &c. in Wien. Bd. II, Heft I und III; Bd. III, S. 19.
Hofmann, Raphael, Bergwerksdirector in Wien. Bd. II, Heft I und IX.
Hubl, P. Victor, auf Schloß Arnsdorf nächst Krems. Bd. IX, S. 163.
Hunfalvy, Dr. Johann, Professor an der Universität in Budapest (†). Bd. I, Heft V.
Hunfalvy, Dr. Paul, Bibliothekar der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest. Bd. V, S. 25 und 118.
Jäger, Dr. Albert, in Innsbruck. Bd. VIII, S. 1.
Jireček, Dr. Constantin, Professor an der böhmischen Universität in Prag. Bd. X, S. 173.
Jireček, Dr. Joseph, k. k. Minister a. D. und Präsident der e. königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften (†). Bd. I, Heft II, V und VI; Bd. II, Heft III und VII.
Ilg, Dr. Albert, Director der zweiten Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. I, Heft III; Bd. III, S. 41 und 147.

Kalbeck, Max, in Wien. Bd. II, Heft II und III.

Kalousek, Dr. Joseph, Professor an der böhmischen Universität in Prag. Bd. VII, S. 59.

Kanitz, Felix, Archäolog in Wien. Bd. I, Heft I; Bd. II, Heft II und III; Bd. III, S. 55.

Keiter, Ernst, in Wien. Bd. X, S. 307.

Keleti, Karl, königlicher Ministerialrath im königlich ungarischen Handelsministerium und Director des ungarischen statistischen Landesbureaus. Bd. I, Heft I und III.

Klaar, Dr. Alfred, Professor in Prag. Bd. III, S. 312; Bd. IV, S. 66.

Kleinwächter, Dr. Friedrich, k. k. Regierungsrath und Universitätsprofessor in Czernowitz. Bd. II, Heft IX.

Kröhnke, Heinrich, königlich preußischer Regierungsrath in Gumbinnen. Bd. I, Heft II.

Krones, Dr. Franz v., Professor an der Universität in Graz. Bd. X, S. 257.

Kuh, Emil, in Wien. Bd. II, Heft I.

Kulke, Eduard, in Wien. Bd. VIII, S. 211.

Lampel, Dr. Joseph, Concipist im k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. Bd. V, S. 266; Bd. IX, S. 328.

Lederer, Dr. Adolf, k. k. Linienschiffsarzt in Pola. Bd. II, Heft I, II und IX.

Lehnert, Joseph Ritter v., k. und k. Linienschiffscapitän in Wien. Bd. I, Heft VI; Bd. II, Heft VII und VIII; Bd. V, S. 1.

Le Monnier, Dr. Franz Ritter v., Secretär der Centraldirection des k. k. Schulbücherverlages. Bd. II, Heft VIII.

Lendenfeld, Dr. Robert v., Docent an der Universität in Innsbruck. Bd. VII, S. 136; Bd. VIII, S. 87.

Lilien, Clemens, Freiherr v., in Ermingho f bei Hamm (Westphalen). Bd. IV, S. 324.

Lind, Dr. Karl, Hofrath im k. k. Cultus und Unterrichtsministerium in Wien. Bd. VIII, S. 79.

Lorenz, Dr. Ludwig v., Custosadjunct am k. und k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Bd. III, S. 372.

Lorenz, Dr. Joseph, Ritter v. Liburnau, Ministerialrath im k. k. Ackerbauministerium zu Wien. Bd. II, Heft VII.

Loewe, Dr. Theodor, Dramaturg in Breslau. Bd. II, Heft III; Bd. III, S. 253; Bd. IV, S. 117, 189, 367; Bd. V, S. 166; Bd. VI, S. 109 und 358; Bd. VII, S. 168; Bd. VIII, S. 59; Bd. IX, S. 262; Bd. X, S. 60.

Loewy, Dr. Theodor, in Wien. Bd. III, S. 163.

Maurer, J. C., in Hall in Tirol. Bd. III, S. 158.

Mayer, Dr. Anton, Landesarchivar für Niederösterreich in Wien. Bd. IV, S. 373.

Mayer, Dr. Franz Martin, k. k. Professor in Graz. Bd. II, Heft VII und VIII.

Meyer, Dr. Gustav, Professor an der Universität in Graz. Bd. I, Heft IV; Bd. IV, S. 82; Bd. VII, S. 316; Bd. VIII, S. 52.

Meyer, Dr. Joh. B., Herausgeber der „Oesterr.-Ungar. Revue" in Wien. Bd. III, S. 335; Bd. IV, S. 303; Bd. V, S. 278; Bd. VIII, S. 36 und 155.

Mischler, Dr. Ernst, Professor an der Universität in Czernowitz. Bd. IV, S. 49 und 201.

Matlekovits, Dr. Alexander v., wirklicher k. und k. geheimer Rath 2c. in Budapest. Bd. VIII, S. 269; Bd. IX, S. 45; Bd. X, S. 107.

Molisch, Dr. Hans, in Wien. Bd. VI, S. 355.

Molnár, Stephan, Director der Ofener Weinbauschule in Budapest. Bd. II, Heft I.

Necker, Dr. Moritz, in Wien. Bd. IV, S. 119.

Neugebauer, Ladislaus, in Budapest. Bd. II, Heft VIII und IX.

Niemann, Georg, Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien. Bd. III, S. 193.

Payer, Rudolf v., in Wien. Bd. VII, S. 285; Bd. X, S. 34 und 153.

Peez, Dr. Alexander, in Wien, Bd. I, Heft I.

Penn, Dr. Heinrich, in Brünn, Bd. VIII, S. 23; Bd. IX, S. 193.

Pichler, Dr. Adolf v., Universitätsprofessor a. D. in Innsbruck. Bd. I, Heft I bis VI; Bd. V, S. 48 und 133; Bd. VI, S. 80; Bd. IX, S. 252 und 367; Bd. X, S. 47, 167 und 246.

Prem, Dr. S. M., Gymnasialprofessor in Bielitz. Bd. VIII, S. 169; Bd. IX, S. 264 und Bd. X, S. 343.

Procházka, Rudolf Freiherr v., Concipist an der k. k. Statthalterei in Prag. Bd. VIII, S. 296.

Pulszky, Franz, Director des Nationalmuseums in Budapest. Bd. III, S. 232.

Radics, Paul v., in Laibach. Bd. I, Heft IV; Bd. III, S. 223; Bd. VI, S. 1; Bd. VIII, S. 152 und 208; Bd. VIII, S. 241; Bd. IX, S. 1.

Rauchberg, Dr. Heinrich, Hofconcipist der k. k. statistischen Central-commission in Wien. Bd. VIII, S. 106.

Richter, Dr. H. M., Professor an der Handelsakademie in Wien. Bd. I, Heft II, S. 63.

Riedl, Dr. Friedrich, Professor in Budapest. Bd. X, S. 57.

Sauer, Dr. August, Professor an der deutschen Universität in Prag. Bd. VII, S. 65 und 183.

Schebek, Dr. Edmund, kaiserlicher Rath und Handelskammersecretär a. D. in Prag. Bd. III, S. 26.

Schier, Otto, in Brünn. Bd. IX, S. 172, 234 und 347.

Schlechta, Peter Anton Ritter v. Wssersky zu Wsserd, Concipist an der k. k. Statthalterei zu Prag. Bd. IX, S. 81 und 265; Bd. X, S. 10, 125, 193 und 274.

Schlitter, Dr. Hans, Concipist im k. und k. Haus-, Hof- und Staats-archiv in Wien. Bd. I, Heft I; Bd. VI, S. 1; Bd. X, S. 1.

Schmidt v. Zabierów, Franz Freiherr, k. und k. wirklicher geheimer Rath 2c. in Klagenfurt. Bd. IX, S. 303.

Schram, Dr. Wilhelm, Conservator am Franzens-Museum in Brünn. Bd. VII, S. 241; Bd. X, S. 26.
Seefeld, Karl, in Wien. Bd. III, S. 120.
Simony, Friedrich, k. k. Hofrath in Wien. Bd. I, Heft IV.
Sitte, Camillo, k. k. Regierungsrath und Director der Staatsgewerbeschule in Wien. Bd. III, S. 65.
Stache, Dr. Guido, k. k. Oberbergrath der geologischen Reichsanstalt in Wien. Bd. I, Heft I, S. 56.
Stapf, Dr. Otto, in London. Bd. IV, S. 227 und 348; Bd. V, S. 51 und 155; Bd. VIII, S. 116 und 231; Bd. IX, S. 154.
Steinbach, Dr. Gustav, in Wien. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129; Bd. V, S. 289.
Swieten, Egydius Freiherr v., in Wien. Bd. VI, S. 297; Bd. VII, S. 21.
Truxa, Dr. Hans Maria, in Wien. Bd. II, Heft IX.
Vámbéry, Dr. Armin, Professor an der Universität zu Budapest. Bd. I, Heft II.
Volkmer, Ottomar, Regierungsrath, Vicedirector der Hof- und Staatsdruckerei in Wien. Bd. II, Heft I und III.
Wackernell, Dr. Joseph, Universitätsprofessor in Innsbruck. Bd. IX, S. 191.
Wahlberg, Dr. Wilhelm, k. k. Hofrath in Wien. Bd. VI, S. 199 und 273.
Wang, Nicolaus, in Wien, Custosadjunct der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. und k. naturhistorischen Hofmuseums. Bd. III, S. 225; Bd. IV, S. 95 und 159.
Wastler, Joseph, k. k. Regierungsrath und Professor am Polytechnicum in Graz. Bd. V, B. 241.
Werner, Dr. Richard Maria, Professor an der Universität in Lemberg. Bd. VIII, S. 283.
Wettstein, Dr. Richard v., Privatdocent und Adjunct an der Universität in Wien. Bd. VI, S. 170.
Wolf, Dr. Julius, Professor in Zürich. Bd. III, S. 243.
Zenker, Dr. E. V., in Wien. Bd. X, S. 287.
Zimmermann, Dr. Robert, k. k. Hofrath und Professor an der Universität in Wien. Bd. VI, S. 177 und 259.

Joh. B. Meyer: Der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn. Bd. III, S. 337.
Eugen Gelcich: Die ersten Handelsunternehmungen Oesterreichs nach Ostasien. Bd. IV, S. 180.
Ernst Mischler: Die Wohnverhältnisse der arbeitenden Classen in den österreichischen Städten. Bd. IV, S. 201.
Joh. B. Meyer: Die Herstellung einer Wasserstraße zwischen der Donau und der Oder. Bd. IV, S. 303.
Eugen Gelcich: Eine österreichische Fischereigesellschaft. Zur bevorstehenden Gründung. Bd. IV, S. 339.
Wilhelm von Flattich: Die Wiener Stadtbahnfrage. Bd. V, S. 87.
Eugen Gelcich: Das untere Narentathal. Bd. V, S. 228.
Joh. B. Meyer: Die österreichische statistische Centralcommission. Bd. V, S. 278.
Georg Deutsch: Karl Freiherr von Reichenbach. Ein Beitrag zur österreichischen Industriegeschichte. Bd. V, S. 322.
Moritz Ertl: Die sociale Versicherung in Oesterreich. Bd. VI, S. 42.
Joh. B. Meyer: Der Donau-Oder-Canal. Bd. VIII, S. 36.
Joh. B. Meyer: Die Volkszählung vom 31. December 1890. Bd. VIII, S. 155.
Georg Deutsch: Johann Gottlieb Justi, der erste Lehrer der Cameralwissenschaft in Oesterreich. Bd. VIII, S. 199.
Alexander von Matlekovics: Baron Wüllerstorf-Urbair. Bd. VIII, S. 269 und Bd. IX, S. 45.
Otto Schier: Ueber die Nothwendigkeit einer österr.-ungar. Colonialpolitik. Bd. IX, S. 172, 234 u. 348.
Franz Freiherr Schmidt von Zabierów: Die Drauregulirung in Kärnten. Bd. IX, S. 303.
Alex. v. Matlekovics: Die nächste Zukunft d. Zollpolitik d. öst.-ung. Monarchie u. d. Deutsch. Reiches. Bd. X, S. 107.

Wissenschaft.

Jos. R. von Lorenz-Liburnau: Der Stand der Agrarmeteorologie in Oesterreich. Bd. II, Heft VII, S. 16.
Alfred Lederer: Versuch e. rationell. Begründung d. Ethik. Bd. II, Heft I, S. 32; Heft II, S. 33 u. Heft IX, S. 19.
Franz von Le Monnier: Die k. k. geographische Gesellschaft in Wien. Bd. II, Heft VIII, S. 55.
Ottomar Volkmer: Das k. k. militär-geographische Institut in Wien, Bd. II, Heft I, S. 61.
Theodor Loewy: Von den ersten Thatsachen des Bewußtseins. Ein Beitrag zur Erkenntnißlehre. Bd. III, S. 163.
Ludwig von Lorenz: Die k. k. österreichische zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien. Bd. III, S. 372.
Hans Buchner u. Ernst Mischler: Der VI. internat. Congreß f. Hygiene u. Demographie zu Wien. Bd. IV, S. 38.
Nicolaus Wang: Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn. Bd. IV, S. 95 und 159.
Otto Stapf: Der Landschaftscharakter d. persischen Steppen u. Wüsten. Bd. IV, S. 227 u. 348; Bd. V, S. 51 u. 155.
Paul Hunfalvy: Linguistische und historisch-ethnographische Studien in Ungarn. Bd. V, S. 25 und 118.
Joseph Lampel: Das Institut für österreich. Geschichtsforschung und die österreichischen Archive. Bd. V, S. 266.
Herm. Ign. Bidermann: Zur Ethnographie von Dalmatien. Bd. VI, S. 60, 132, 209 und 338.
Richard v. Wettstein u. Dr. Hans Molisch: Das botanische Studium a. d. Wiener Universität. Bd. VI, S. 170 u. 355.
Robert Zimmermann: Philosophie und Philosophen in Oesterreich. Bd. VI, S. 177 u. 259.
Wilhelm Wahlberg: Die österreichische Strafgesetzgebung seit 1850. Bd. VI, S. 199 u. 273.
Joseph Kalousek: Die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften (1770 bis 1889). Bd. VII, S. 59.
R. v. Lendenfeld: Die zoologische Station in Triest. Bd. VII, S. 136.
Albert Jäger: Graf Leo Thun und das Institut für österr. Geschichtsforschung. Bd. VIII, S. 1.
R. v. Lendenfeld: Die Dolomiten. Bd. VIII, S. 87.
Otto Stapf: Das k. und k. naturhistorische Hofmuseum. Bd. VIII, S. 116 und S. 231; Bd. IX, S. 154.
Eduard Kulke: Die beiden Grundprobleme des Schönen. Bd. VIII, S. 211.
A. Th. Christ: Kirchliche Feiertage an den Daten heidnischer Sonnenfeste. Bd. VIII, S. 335.
Joseph Lampel: Zur Organisation der österreichischen Archive. Bd. IX, S. 328.

Literatur und Kunst.

Briefe von Ad. Pichler an Emil Kuh Bd. I, H. I, S. 51; H. II, S. 55; H. III, S. 47; H. IV, S. 52; H. V, S. 46; H. VI, S. 57.
Alfred von Domaszewsky: Die Ausgrabungen in Carnuntum. Bd. I, Heft I, S. 64.
Max Kalbeck: Johann Christian Günther. Bd. I, Heft II, S. 24 und Heft III, S. 34.
Albert Ilg: Unser Realismus in Kunst und Literatur. Bd. I, Heft III, S. 5.
Alois Hauser: Die Gruft der St. Annakirche in Wien. Bd. I, Heft 2, S. 60.
Joseph Jireček: Rückblicke auf die Zustände Böhmens im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Bd. I, Heft V, S. 38.
Heft VI, S. 47; Bd. II, Heft III, S. 33; Heft VII, S. 48.
Alois Hauser: St. Ruprechtskirche in Wien. Bd. I, Heft V, S. 63.
Emil Kuh: Grillparzer in Deutschland. Bd. II, Heft I, S. 1.
Julius Deininger: Moderne Architektur in Oesterreich-Ungarn. Bd. II, Heft VII, S. 37.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. Bd. II, Heft IX, S. 52; Bd. III, S. 29; Bd. IV, S. 147.
Camillo Sitte: Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Bd. III, S. 65.
Eduard Guglia: Juliane, Herzogin von Giovane. Bd. III, S. 88.
Theodor Frimmel und Albert Ilg: Ausstellung für kirchliche Kunst zu Wien. Bd. III, S. 144.
Georg Niemann: Neue österreich. Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie. Bd. III, S. 193.
Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn. Bd. III, S. 232.
Franz Pulszky: Das Denkmal Franz Deák's. Bd. IV, S. 1.
Alfred Klaar: Von deutscher Dichtung in Böhmen. Bd. III, S. 812; Bd. IV, S. 66.
Moritz Necker: August Trefort's Denkreden. Bd. IV, S. 119.
Eduard Paulay: Die Entwickelung des ungarischen Nationaltheaters. Bd. IV., S. 285.
Adolf Pichler: Moritz Schleifer. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. V, S. 48 und 133.
Joseph Wastler: Kunsthistorische Studien aus Obersteiermark. Bd. V, S. 241.
Adolf Pichler: Michael Stotter. Bd. VI, S. 80.
Bruno Bucher: Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Oesterr. Museums für Kunst und Industrie. Bd. VII, S. 9.
August Sauer: Grillparzer als Dramatiker. Bd. VII, S. 65 und 183.
Rudolf v. Payer: Der Schelmenroman u. bes. Berücksichtigung s. Verbreitung in Oesterreich-Ungarn. Bd. VII, S. 285.
Heinrich Penn: Anastasius Grün und seine engere Heimath Krain. Bd. VIII, S. 23.
Theodor Loewe: Das deutsche Volkstheater in Wien. Bd. VIII, S. 61.
Karl Lind: Die Chorcapellen der Votivkirche in ihrem neuen Farbenschmuck Bd. VIII, S. 79.
Joseph Dernjač: Georg Raphael Donner, seine Vorgänger und Zeitgenossen. Bd. VIII, S. 135.
Richard Maria Werner: Aus dem Wiener Lager der Romantik. Bd. VIII, S. 283.
Rudolf Freiherr Procházka: Die böhmischen Musikschulen. Bd. VIII, S. 296.
Joseph von Bühl: Bauernkomödien in Tirol. Bd. IX, S. 68.
Victor P. Hubl: Ferdinand von Saar. Bd. IX, S. 163.
Adolf Pichler: Zu meiner Zeit. Bd. IX, S. 252 u. 366 u. Bd. X, S. 47 u. 167.
Rudolf v. Payer: Grillparzer's Traum ein Leben. Ein Beitrag z. vergl. Literaturgeschichte. Bd. X, S. 34 u. 153.
Wilhelm Schram: Das Franzensmuseum in Brünn. Bd. X, S. 26.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Charles Sealsfield. S. 225.
E. V. Zenker: Geschichte des Wiener Zeitungswesens. S. 286.
Ernst Keiter: Oberösterreichische Dialektdichter. S. 307.

Landes- und Volkskunde in Schilderungen.

J. C. Maurer: Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit. Eine culturhistorische Skizze. Bd. I, Heft III, S. 38.
Eugen Gelcich: Skizzen aus d. Quarneroinseln. Bd. II, Heft I, S. 51 u. Heft II, S. 45; Bd. III, S. 109 u. 185.
J. C. Maurer: Der Einsiedler von Taur. Ein Beitrag zur Kenntniß des Einsiedlerwesens in Tirol. Bd. III, S. 178.
Anton Mayer: Der Verein für Landeskunde in Niederösterreich. Bd. IV, S. 373.
Georg Deutsch: Die ältesten Forschungen in den mährischen Kalkhöhlen. Bd. VII, S. 38.
Paul von Radics: An Oesterreichs Alpenbahnen. Bd. VII, S. 152 und 208.

Untere Donauländer und Orient.

Felix Kanitz: Die politische Stellung zwischen Serbien und Bulgarien. Bd. I, Heft I, S. 32.
Armin Vámbéry: D. Rivalitätskampf zwischen Oesterr.-Ung. u. Rußland auf d. Balkanhalbinsel. Bd. I, Heft II, S. 5.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel. Bd. IX, Heft I, S. 40 und Heft III, S. 18.
Gustav Meyer: Die Albanesen. Bd. I, Heft IV, S. 44; Band IV, S. 82.
Felix Kanitz: D. Wirksamkeit d. k. serb. Akad. d. Wissensch. Bd. II, H. II, S. 54 u. H. III, S. 48; Bd. III, S. 55.
Clemens Freiherr von Lilien: Der Islam in Bosnien. Bd. IV, S. 324.
Gustav Meyer: Das heutige Griechenland. Bd. VII, S. 316 und Bd. VIII, S. 25.
Constantin Jireček: Ethnographische Veränderungen in Bulgarien seit Errichtung d. Fürstenthums. Bd. X, S. 173.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.